

Weiberkram und Frauenpower

Seitenblicke für neugierig gebliebene Frauen



Die im Buch genannten Netzwerke, Unternehmen, Produkte und Dienstleistungen sind eine Auswahl, die beispielhaft steht und keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt. Alle Informationen beruhen auf den Angaben der jeweiligen Unternehmen und Verbände. Für die Richtigkeit der Darstellung wird keine Gewähr übernommen. Haftungsansprüche gegenüber dem Verlag oder den Herausgebern sind ausgeschlossen.

Weiberkram und Frauenpower:

Seitenblicke für neugierig gebliebene Frauen

Hrsg. von Barbara Rott/Jutta Wilke

1. Aufl. - Würzburg, Diametric, 1997

ISBN 3-9805677-0-2

Geschützte Warennamen (Warenzeichen) werden nicht immer kenntlich gemacht. Aus dem Fehlen eines solchen Hinweises kann nicht geschlossen werden, daß es sich um einen freien Warennamen handelt.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert werden.

© Diametric Verlag Jutta A. Wilke, Versbacherstr. 181, 97078 Würzburg

Zeichnungen: Luise Hoyer

Titelgestaltung & Layout: studio holler, Würzburg

Titelfoto: Makada Brunge-Kaufmann

Druck: Röder Druck, Würzburg

ISBN 3-9805677-0-2

Inhaltsverzeichnis

Göttinnen, die starken Frauen-Vorbilder	9
Marianne Hochgeschurz	
Alleinstehende Frauen sind Frauen, die „alleine stehen“ können	22
Luise Hoyer	
Wie (un)gesund ist Weiblichkeit?	27
Prof. Dr. Carol Hagemann-White	
Weiberkram und Frauenpower - Das Märchen von der Gleichberechtigung	41
Jutta Wilke	
Kommen Frauen nur „nackt“ ins Museum?	48
Marianne Pitzten	
FrauenKunstBlicke	52
Ulrike Mond	
„Dagobertine Duck“	55
Anmerkungen einer finanziell unabhängigen Frau	
Catrin Bossert	
„Gefühllose“ Wissenschaft - Technologie im Patriarchat	62
Nut - Frauen	
„Spieglein, Spieglein an der Wand“ Frauenbild und Frauenzeitschriften	70
Regina Reiter	
Den Männern die „Intelligenz“, den Frauen die „Bescheidenheit“	75
Ulrike Röhr	
Management by „Knitting“ - Frauennetzwerke	83
Barbara Rott	
Frauen kommen langsam - aber unaufhaltsam!	89
Projekte und Initiativen von Frauennetzwerken	
Frauen sind kein fehlerhaftes Modell der Natur	89
Arbeitskreis Frauengesundheit	

Geburt ist keine Krankheit	95
Gesellschaft für Geburtsvorbereitung e.V.	
Zeitgenössische Kunst und Szenarien aus Kunst und Geschichte	97
Das FrauenMuseum/Bonn	
Werkwechsel - GEDOK	102
(Verband der Gemeinschaften der Künstlerinnen und Kunstfreunde e.V.)	
Wohnungsbau für Frauen	106
BeginenWerk e.V.	
„Sicherheit im Straßenverkehr ist nicht allein nur Männersache“	108
DAC (Damen Automobil Club des DTC e.V.)	
Die NUT-Frauen	110
Frauen in Naturwissenschaft und Technik e.V.	
„Frauenwelt - Computerräume“	111
Fachausschuß „Frauenarbeit und Informatik“	
Gesellschaft für Informatik	
Die Ökothek	114
Life e.V.	
FUN - FrauenUmweltNetz	115
Life e.V.	
Königin „Kundin“	117
Frauenfreundliche Dienstleistungen und Produkte	
Was ist Frau als Kundin wert?	117
„Frau baut ein Auto....“	120
Die Frau, das unbekannte Wesen in der Geldwirtschaft	124
Prämierte Gleichheit	126
„Wenn Frauen reisen...“	127
„Damenzimmer mit Blümchentapete“ oder „kein Platz fürs lange Schwarze“	130
Weiberwirtschaft: Dienstleistungen/Handel/Handwerk	133
Erotische Lichtblicke	137

Firmenadressen	141
Informationen zu den Autorinnen	144
Quellenverzeichnis	146
Anmerkungen	147
Abtrennbares Blatt für die LeserInnen zur Weitergabe von Anregungen an die Herausgeberinnen	151

Göttinnen - die starken Frauen-Vorbilder

Die Frauen vor den Göttinnen

Die ur-alte Vorstellung, daß „Gott eine Frau“ ist, hat Frauen zu allen Zeiten begeistern können - weil damit die Vorstellung verbunden ist, daß (auch) Frauen zu hervorragenden schöpferischen Leistungen fähig sind. Daher suchen heutzutage wieder viele Frauen die Verbindung zur „Göttin“.

Der Verehrung der Göttinnen ging die Verehrung von Frauen voraus. Denn bevor Göttinnen die „Himmel“ belebten, haben Frauen die Erde belebt. Frauen sind Schöpferinnen der ersten Arbeitstechniken, der primären sozialen Beziehungen und der frühesten symbolischen Deutungen unseres Daseins.¹

Mindestens 100000 Jahre alt sind die ersten archäologischen Zeugnisse eines Wiedergeburtsglaubens, in dessen Zentrum die Frauen standen. Die Menschen glaubten, daß auch sie Anteil hätten am fortwährenden Kreislauf von Werden, Vergehen und Wiederwerden, wie er in der Natur und bei den Gestirnen zu beobachten war. Sie erlebten, daß sich Werden und Wiederwerden von menschlichem Leben im Schoß der Frauen vollzog und aus ihnen (wieder-)geboren wurde. Frauen und Mond schienen in diesem *Lebens-Kreis-Lauf* zusammenzuwirken. Das weibliche Schoß-Dreieck und die Formen des Mondes wurden als Zeichen der kosmisch-weiblichen Schöpfungskraft verstanden. Als „Zeichen“ dieser Schöpfungskraft galten auch Tiere, die eine erkennbare Metamorphose durchlebten wie Schmetterling und Schlange. Der Stier stand - seiner „Mondhörner“ wegen - ursprünglich ebenfalls als Symbol(-tier) für kosmisch-weibliche Lebenskraft. Zum Ausdruck männlicher Potenz wurde er erst aus der patriarchalen Per-

spektive. Die Traditionslinie von ursprünglicher Frauen-Verehrung zur kommenden Göttinnen-Verehrung wird durch die ur-alten Sinn-Bilder der kosmisch-weiblichen Weltanschauung (Ur-Religion) markiert. Die „Große Göttin“ erschien zunächst nicht als eine überirdische Person, ihr Bild war vielmehr das Bild der Frau an sich.

Die ersten bekannten Frauen-Bilder sind gut 20000 Jahre alt. Sie legen Zeugnis ab von der zentralen Rolle der Frauen für die frühen sozialen Gruppen. Mehr als 100 Frauenfiguren aus Ton, Stein oder Elfenbein wurden an eiszeitlichen Siedlungsplätzen gefunden. Meistens sind die Frauenkörper voluminös gestaltet, mit vollen runden Brüsten und Bäuchen, die Vulva deutlich - *als Schoßdreieck* - hervorgehoben². In der traditionellen (Fach-)Literatur werden sie alle mit der irreführenden Bezeichnung „Venus“ belegt. Für die deutsche Archäologin und Urgeschichtsforscherin Marie E. P. König handelt es sich dagegen bei den - zum Teil sehr kunstvoll gestalteten - Frauenfiguren um anfaßbare Sinn-Bilder einer frühen Weltanschauung³, die von der Verehrung der Frauen und ihrer Fähigkeiten geprägt war.

Ein besonders eindrucksvolles Sinn-Bild dieser *matrizentrischen* Weltanschauung ist in der „Frau von Laussel“ (entstanden um 21000 v. Chr. in der heutigen Dordogne/Frankreich) erhalten geblieben. Die rötlich gefärbte Frauengestalt⁴ weist mit der linken Hand auf das Schoßdreieck, das „Tor zum Leben“, während die rechte Hand das „Mondhorn“ trägt. Bei diesem „Mondhorn“ handelt es sich um den ersten bekannten Hinweis auf eine frühe Zeitrechnung. Es enthält dreizehn senkrechte Einkerbungen, die die dreizehn Monde (Monate) des Mondjahres bezeichnen und ist damit der erste bekannte (Mond-)Kalender der Menschheitsgeschichte. Der Mond begleitet das Leben der Frauen nicht nur äußerlich, auch im Körper jeder erwachsenen Frau vollzieht sich ein ähnlicher Rhythmus, wie ihn der Mondzyklus darstellt (das lateinische Wort „mensis“ entspricht dem deutschen Wort „Monat“). So liegt die Vermutung nahe, daß die ersten (Mond-)Kalender von Frauen entwickelt wurden. Die „Frau von Laussel“

versinnbildlicht damit anschaulich die ursprünglich wahrgenommene Ganzheit von Frauen als Schöpferinnen im körperlichen wie im „geistigen“ Sinne.

Auf eine Inspirationsquelle für schöpferische Frauen-Arbeit weisen die Bilder von „Honigsammlerinnen“ hin. Bekannt wurde das farbig-bild der „Honigsammlerinnen von Cogul“ aus der „*Levantenkunst*“, die vor etwa 13000 Jahren an der Ostküste des heutigen Spaniens entstand. Ähnliche Darstellungen von Frauen, die an Seilen hängend die Honigwaben der Wildbienen sammeln, wurden auch in den Überresten anderer steinzeitlicher Siedlungsplätze gefunden, zum Beispiel in Bhimbetka im heutigen Indien. Die Bienen waren nicht nur Honigspenderinnen, sondern auch *Lehrmeisterinnen der Frauen*. Vergleichbar dem Bauplan einer Bienenwabe sind die ersten „Dörfer“ und „Städte“ der Menschheitsgeschichte konstruiert, deren Baumeister vermutlich Frauen waren. Die Grundmauern der *neolithischen* Rundbau-Siedlungen im Nahen Osten (zum Beispiel in Tell es-Sultan und Eynan im Jordan-Tal) ähneln dem Bauplan einer Bienenwabe ebenso wie der Grundriß der neolithischen Stadt Catal Hüyük in Anatolien. Die Biene wird zum Symbol(tier) frauenorientierter Gemeinschaftsbildung. Auf „Melitta“ - das alte Wort für Biene - ist vermutlich die Namensgebung der Insel Malta ebenso zurückzuführen, wie die Namensgebung der bei Herodot beschriebenen „Göttin der Heilkunst - Mylitta“.

Die neueren Erkenntnisse über die Jungsteinzeit lassen darauf schließen, daß das Leben in den neolithischen Siedlungen von Anfang an eine „Frauenwelt“ war, in der die Frauen eine neue Lebenskultur schufen und entwickelten, während die Männer weiterhin „auf die Jagd“⁵ gingen. Diese Siedlungen bildeten matrizenrische Sozialordnungen. Da die Verbindung von Zeugung und Geburt noch nicht bewußt war, wurde keine Verwandtschaft zwischen Vätern und Kindern erkannt. „Familiäre“ Zusammengehörigkeit konnte also nur aus der *offensichtlichen* Verwandtschaft von Müttern und Kindern hergeleitet werden. Über die sozialen Strukturen hinaus wurde das gesamte Leben in den Dorf- und Stadtgemeinschaften von Frauenkulturen geprägt. Polaritätä-

ten, wie sie spätere patriarchale Gesellschaften bildeten, kannten die frühen matrizenrischen Gesellschaften nicht. Natur und Kultur wurden wie Geist und Körper als Einheit verstanden. Arbeit und Genuß, Kunst und Religion waren miteinander verknüpft und durchdrangen einander. Gesellschaftliche Unter- und Überordnung waren den Menschen wie die Festlegung auf heterosexuelle Beziehungen und Monogamie fremd.⁶

Als Beispiel einer von Frauenarbeit und Frauenverehrung geprägten frühen Stadtkultur wurde Catal Hüyük - heute Anatolien/Türkei - bekannt. Hier fanden der britische Archäologe James Mellaart und sein Team ein „hochentwickeltes Zentrum der Kunst aus einer Periode, die bisher für kunstlos gehalten wurde“. Der Grabungsbericht von Catal Hüyük liefert eindrucksvolle Beweise für die „soziale Überlegenheit der Frauen“ in dieser *bemerkenswerten* neolithischen Stadt. Er zeigt zum Beispiel, daß die Gräber der Frauen reichhaltiger und mit wertvolleren Beigaben ausgestattet waren, als die der Männer, und daß ausschließlich Frauen unter den *Heiligtümern* (Tempel) oder den Hauptplattformen der Wohnhäuser bestattet wurden.⁷

Die zentrale, in Gips gehauene Figur im „Heiligtum“ von Catal Hüyük, eine (schwangere?) Frau mit nach oben ausgebreiteten Armen, trägt in roter Bemalung die Symbole der ur-alten matrizenrischen Weltanschauung auf dem Leib: eine Spirale und zahlreiche Dreiecke. Frauen mit nach oben ausgebreiteten Armen erschienen in der Kunst dieser Zeit (ab etwa 7000 v.Chr.) nun häufiger. In der Literatur wird diese Frauenhaltung vielfach als „Klagehaltung“ beschrieben. Mir dagegen erscheint sie als kraftvolle Haltung, in der die (körperliche) Verbindung von Erd- und „Himmels“-Kraft erfahren werden kann.

Frauen-Kraft dokumentieren auch zahlreiche Abbildungen, die Frauen in Verbindung mit Löw(inn)en zeigen. Oft stehen oder sitzen die Frauen auf den Löw(inn)en. Zum Beispiel die voluminöse Frauengestalt aus Catal Hüyük, der zwei Löwinnen als Sessel (Gebärstuhl? Thron?) dienen. Löw(inn)en galten als Sinnbild der kraft-

vollen, lebensspendenden Frau - und später der Göttin. Zum Wahrzeichen kriegerischer Macht wurden Löw(inn)en erst in der patriarchalen Mythologie.⁸

Die „Große Göttin“ hatte zunächst weder Namen noch Gesichter. Die Bilder von den Kultplätzen zeigen Szenen aus dem „alltäglichen“ Leben von Menschen und Natur, Menschen beim Tanz und bei erotischer Lebenslust. Auch aus der eindeutig matrizenrischen Kultur Kretas (um 200 v. Chr.) sind weder Göttinnen-Namen (erst recht keine Götter-Namen) noch Hinweise auf Personenkult oder Verehrung von Heroismus bekannt. Die „Große Göttin“ ist nur in ihren Symbolen anwesend: dem Mondhorn, der Schlange und der Doppelaxt. Das kretische Wort für Doppelaxt ist „labrys“. Vermutlich gibt also die „Doppelaxt“ dem bedeutendsten kretischen Palast von Knossos den Namen „Labyrinth“. Mit Mondhörnern reich geschmückt, wird das Labyrinth als das „Haus der Göttin“ erkennbar. Zum geheimnisumwobenen Verlies eines angeblich blutrünstigen Stieres wurde das Labyrinth erst in der griechischen Mythologie, die die Gestalt des „Königs Minos“ erschaffen hat, für dessen historische Existenz sich in den archäologischen Zeugnissen jedoch kein Hinweis findet. Trotzdem gibt diese mythologische Königs-Gestalt der eindeutig von Frauen geprägten kretischen Kultur ihren Namen: *minoische Kultur*.⁹

Die eigentliche „Geschichte der Göttin“ beginnt mit der Geschichte der „Hoch“-Kulturen. Sie entstanden in Regionen mit entwickelter matriarchaler Kultur wie zum Beispiel in Mesopotamien, der Indus-Region oder im „Alten China“. Im Schoß dieser matrizenrischen Gesellschaften wuchsen die neuen patriarchalen Ordnungen heran. Eindrucksvolle Bild- und Text-Dokumente über diese Entwicklung liegen aus dem Gebiet vor, in dem nach biblischer Überlieferung der „Sündenfall der Eva“ und ihre „Vertreibung aus dem Paradies“ stattfanden - dem Zweistromland zwischen Euphrat und Tigris im heutigen Irak. Hier wie in anderen Regionen leiteten Frauen als Priesterinnen die Tempelwirtschaften. Aus dieser Funktion entwickelte sich allmählich die Priester-Königin, später die „Himmels-Königin“. Lange Zeit wird nicht eindeu-

tig zwischen Priesterin, Königin und Himmels-Königin respektive Göttin unterschieden. Wirkungsort der „Göttinnen“ war auch in den Hochkulturen zunächst noch das *wahrnehmbare* Leben. In der sumerischen Sprache wird die „Hohe Priesterin“ oder Tempel(wirtschafts)vorsteherin „En“ genannt. „En“ bezeichnete später den Titel der ersten Könige, die als Statthalter der dann „Himmelskönigin“ Genannten galten. Ihre Herrschaftslegitimation empfangen die Könige im Vollzug der „Heiligen Hochzeit“ mit der Priester(könig)in. Am Ritus der „Heiligen Hochzeit“ läßt sich der Machtverlust der Frauen/Göttinnen deutlich machen: Der „Bräutigam“ war zunächst der „Sohn-Geliebte“ der Priesterin/Göttin. Im Zuge der Patriarchalisierung der Gesellschaften wird dieser Göttinnen-Sohn immer größer und größer bis aus dem Sohn der Herr geworden ist. Die Tempelpriesterin wurde mehr und mehr degradiert. Während jahrtausendlang Frauen die „heiligen“ Riten prägten, wurden ihnen nun Dienerinnen-Rollen zugedacht - von der Sänger- und Tänzerin bis hin zur (Tempel-)Prostituierten. Um die männliche Herrschaft zu etablieren, mußten die starken Frauen und die „autonomen“ Göttinnen unterworfen werden. In schrecklichen Mythen werden die heroischen Kämpfe junger Götter gegen die alten Göttinnen besungen. Ein besonders *anschauliches* Beispiel für die patriarchale Machtübernahme liefert das babylonische Schöpfungsgedicht „Emuna Elish“ aus der Regierungszeit des Hamurabi, in dem die grausame Bekämpfung und Ermordung der Großen Göttin Tiamat durch den „jungen Gott“ Marduk verherrlicht wird.¹⁰

Überleben konnte die ehemals autonome „Große Göttin“ nur in dem zweitrangigen, minderwertigeren Status der Gattin, Tochter oder Geliebten von Göttern. Die so marginalisierten Göttinnen wurden für die Befriedigung der verschiedenen menschlichen Bedürfnisse wie Liebesglück, Potenz, Fruchtbarkeit, Jagdglück, Kriegsgewinn und Schönheit zuständig erklärt.

Die erotische und geistige Frauen-Kraft erschien den zur Herrschaft drängenden und an Herrschaft hängenden Männern als eine bedrohliche weibliche Macht. Erotisch und geistig nicht zü-

gelbare Frauen und deren „göttliche“ Vor-Bilder wurden dämonisiert. Göttinnen wurden von den Frauen abgespalten; die über Jahrtausende (an-)erkannten schöpferischen Fähigkeiten den „göttlichen“ Frauen aberkannt, „Schöpfung“ aus dem Zusammenhang getrennt und zum „geistigen“ männlich-göttlichen Akt erklärt. Verrückte Vorstellungen wie die aus dem Kopf des Zeus geborene Athene oder der Geburt der Eva aus Adams Rippe sind die Folgen dieser „Theorien“. Ihrer schöpferischen, lebensspendenden und lebenserhaltenden Fähigkeiten in Mythos und Religion beraubt, wurde die *starke Frau* in Schreckensbilder von Männer- und Kindermörderinnen gepreßt. Die Geschichte der Medea, die - glaubt man Euripides - aus Herrschsüchtigkeit und rasender Eifersucht ihren Bruder und die eigenen Kinder ermordet haben soll, ist eine der vielen dämonisierenden Frauen-Geschichten.¹¹ Die „göttliche“, starke Frau wird zur „dunklen“ Macht, zur Macht des „Bösen“, zur Gegenspielerin des „schöpferischen“, „göttlichen“ Mannes umgedeutet. Berühmte Bilder der Kunstgeschichte, wie „das Weltgericht“ von Stefan Lochner (um 1435 vollendet), zeigen den Teufel in unverkennbar weiblicher Gestalt.

Aus heutiger Sicht scheint die „Abspaltung“ der „himmlischen“ von der „irdischen“, der „göttlichen“ von der „realen“ Frau in den frühen Hochkulturen als entscheidende Basis für die Durchsetzung der Herrschaft des männlichen über das weibliche Geschlecht. Wo Frauen sich aus dieser Herrschaft befreien (können), heben sie auch die ihnen auferzwungene (Ab-)Spaltung von den „Göttinnen“ wieder auf.

Rot - die Ur-alte Farbe für die schöpferische Frauenkraft

Von der Geschichte der starken Frauen vor den Göttinnen erzählt auch die „Rote Königin“. Ein Bild, daß die matrizenrische Tradition der aus eigener Kraft schöpfenden Frauen sichtbar macht, starke Frauen, deren kraftvolle Botschaft und Symbolik bis heute nichts von ihrer Bedeutung verloren haben. „Rot“ und „Königin“ sind beide matriarchalen Ursprungs. Rot ist die ur-alte Farbe für

die schöpferische Frauenkraft. In matriarchalen Kulturen und ihren Über(lebens)resten ist Rot die Farbe des Lebens, der Bewegung, der Lebensfreude. Erst im Zuge der patriarchalen Umwertung der matriarchalen Symbolik wurde aus dem schöpferischen Lebens-Rot ein helden(opfer)haftes Todes-Rot. Archäologische Funde beweisen, daß die vor 100000 Jahren lebenden Neandertalerinnen bereits ihre Toten rituell bestatteten und dabei ihre Grabstätten und Skelette mit rotem Ocker bestreuten. Marie E. P. König¹² ist die „revolutionierende“ Erkenntnis zu verdanken, daß es nicht blutrünstige Jagdmagien waren, die das kultisch „religiöse“ Leben der urgeschichtlichen Menschen bestimmten, sondern eine archaische „Welt-Anschauung“, in deren Zentrum die Verehrung der *kosmisch-weiblichen Lebensspende-Kräfte* stand. Die heute noch gängige Vorstellung, daß die archäologisch nachweisbaren Rot-Spuren an menschlichen und dinglichen Überresten auf die rituelle Verwendung des Blutes erlegter Tiere oder gar des (Heiden-)Blutes von Jägern und Kriegerern hinweisen, ist schon deshalb völlig abwegig, weil echte Blut-Spuren die Jahrhundertaufende nicht überdauert hätten.

Nicht Tod und Totenkult veranlaßten die Menschen dieser Zeit zu diesen Riten, sondern ihr Glaube an ein Wiederkommen der Verstorbenen, so wie Sonne und Mond nach einer unsichtbaren Reise wiederkamen und die Früchte und die Pflanzen aus dem Schoß der Erde. Der Anteil der Männer an der Zeugung war bis in die neolithische Zeit unbekannt. Die ersten archäologischen Hinweise auf eine Kenntnis der möglichen Wirkungen heterosexueller Kontakte stammen aus der Zeit von etwa 8000 v. Chr. Die Menschen erlebten statt dessen von Anbeginn, daß die Frauen „in der Regel“ bluten, während dieses Menstruationsblut nicht fließt, wenn neues (Menschen-)Leben im Frauenleib heranwächst. So lag die Vorstellung nahe, daß das Menstruationsblut der Frauen als Nahrung für das im Mutterleib (wieder-)entstehende Leben dient. Zumal dieses Mutterblut erneut umso reicher fließt, wenn der Mensch (wieder) zur Welt kommt. Vermutlich - alle wissenschaftlichen Erkenntnisse jedenfalls sprechen dafür - glaubten die urgeschichtlichen Menschen an eine Wiedergeburt der Verstorbenen

durch die Kraft des Menstruations- und Geburtsblutes. Dieses Frauenblut schien das sichtbare Zeichen für die „geheimnisvollen“ schöpferischen Kräfte der Frauen zu sein. So ist die matriachale Rot-Symbolik zweifelsohne eine sehr ursprüngliche *Ver-Sinn-Bildlichung* der erfahrbaren Kraft des roten *Fließ-Geschehens*, das sich im Zusammenhang mit der biologischen Fähigkeit der Frauen zur Mutterschaft bildet. Einer Kraft, die Männern, die vergleichbare Erfahrungen nicht machen konnten, von Anbeginn an geheimnisvoll erschien. Daher setzten sie - im Zuge ihrer patriarchalen Machtübernahme - alles daran, diese geheimnisvolle Frauenkraft zu beherrschen.

Kein Wunder also, daß ausgerechnet da, wo Bibelforscher den Garten Eden, das Paradies vermuten, die patriarchale Machtübernahme besonders „fortschrittlich“ durchgesetzt wurde. Mit geschriebenen Gesetzen suchten die Herrscher von Babylon und Assyrien (Hamurabi, um 1760 v. Chr. und Tiglat Peleser I., um 1100 v. Chr.) die Verfügungsgewalt der Männer über die „geheimnisvollen Frauenkräfte“ zu sichern. Das gesetzliche Verbot der Abtreibung war (und ist) ein besonders wichtiges patriarchales *Herrschafts-Instrument*. Bereits die Assyrischen Gesetze von 1100 v. Chr. schreiben vor, daß eine Frau, die durch Eingriffe an sich selbst eine Abtreibung verursacht, gefählt werden und ihrem Leichnam das Begräbnis verweigert werden soll.¹³ Ganz so drakonisch formulieren heutige Patriarchen ihre Herrschaftsansprüche über die „geheimnisvolle Frauenkraft“ natürlich nicht mehr. Heute sprechen sie „ritterlich“ vom Schutz des ungeborenen Lebens. Auch bei der Hexenverfolgung, dem gewaltsamsten patriarchalen Kampf gegen Frauen, spielte die Durchsetzung der männlichen Verfügungsgewalt über die „geheimnisvollen Frauenkräfte“ eine entscheidende Rolle. Wo sich diese Kraft nicht beherrschen ließ, wurde sie durch phantastische Anstrengungen angeblich „Großer Männer“ verunglimpft und verteufelt, Millionen Frauen verfolgt, von ihren „Arbeitsplätzen“ vertrieben, gefoltert und liquidiert. Das ehemals „heilige“ Frauenblut wurde dämonisiert, als unrein, giftig oder gar todbringend bezeichnet, während das in Kampf und Tod vergossene Heldenblut zum verehrungswürdigen Saft erhoben

wurde. Der älteste schriftlich überlieferte patriarchale Schöpfungsmythos „Enuma Elish“ stammt bereits aus der Regierungszeit des Hamurabi (1792 - 1750 v. Chr.). Der „junge“ Gott Marduk, so heißt es, hat die Lebens-Göttin Tiamat bezwungen und aus dem „Blut eines geopfertem Gottes-Sohnes“ die Menschen erschaffen.¹⁴ Aus dem Sinn-Bild des lebensspendenden Frauen-Blutes entsteht das Unsinn-Bild von der schöpferischen Macht des Helden-(opfer)blutes.

Einen zentralen Stellenwert hat die Verehrung des männlichen Opferblutes auch im Christentum. Der symbolische Genuß des „Blutes Christi“ soll Erlösung von der angeblich durch Eva in die Welt gekommenen Erbschuld bringen. Nach dem patriarchalen biblischen Schöpfungsmythos bildete der männliche Schöpfer-Gott den ersten Menschen noch aus „blutigem Lehm“. Doch der Name „Adam“ kommt aus dem weiblichen „adamah“, was eben „blutiger Lehm“ bedeutet.¹⁵ Mit der patriarchalen Umwertung der Rot-(Blut-)Symbolik wird aus dem ehemaligen Symbol von (Frauen-)Kraft ein Symbol für (Männer-)Herrschaft. Da Frauen von der Herrschaft ausgeschlossen werden sollten, wurden sie auch von der Teilhabe an der neuen (patriarchalen) Rot-Symbolik ausgeschlossen. Rot wurde für Frauen zu einer Tabu-Farbe, zumindest für „richtige“, „anständige“ Frauen. Frauen, die dennoch „Rot“ trugen und sich gar „Roter Symboliken“ bedienten, galten als „benutzbar“ oder gefährlich, als Hure („Venus“) oder „Hexe“.

Die patriarchale Anstrengung zur Umwertung, Diskriminierung, Dämonisierung und Liquidierung von Frauen-Kraft(-Symbolen) macht deutlich, daß es falsch wäre, die archaische Rot-Symbolik auf die Ver-Sinn-Bildlichung der biologischen Fähigkeit der Frauen zur Mutterschaft zu reduzieren wie dies bis heute in den patriarchalen „Vor“-Geschichts-Projektionen geschieht.

In solchen Vor-Geschichts-Projektionen werden die lebensspendenden Kräfte der Frauen und ihre schöpferischen Fähigkeiten in die erstickende Form von Fruchtbarkeitsidolen (genannt „Venus“) gebannt.

Tatsächlich waren es die realen Erfahrungen von Frauen-Leistungen, die die Achtung und Verehrung der Frauen in den frühen sogenannten Hoch-Kulturen bewirkten.

Die Göttinnen-Tempel der frühen Sumerischen Städte (späteren Stadtstaaten) bildeten - wie es in den matriarchalen Kulturen üblich war - die entscheidenden Zentren des wirtschaftlichen Lebens. So betrieben beispielsweise die Tempelpriesterinnen von Uruk eine Art „Hochschule für Soziale Intelligenz“. Sie lehrten die ersten Wissenschaften, zum Beispiel Astronomie für Pflanzerinnen, Mathematik für Baumeisterinnen und Weberinnen, Physik für Töpferinnen und Werkzeugmacherinnen. Sie entwickelten eine eigene „Frauen-Sprache“, den „Emesal-Dialekt“, der als rituelle Sprache weiterlebte, nachdem die inzwischen patriarchalisierte sumerische Kultur längst untergegangen war. Alles spricht dafür, daß auch die als erste Schrift bekanntgewordenen „Tafeln von Uruk“ aus den Köpfen und den Händen der Frauen stammen, die als Priesterinnen der Inanna (Name der Großen Göttin in Uruk) in der Tempelwirtschaft wirkten.¹⁶

Aus Ägypten stammt der erste bekannte schriftliche Hinweis auf ärztliches Wirken. Eine Grabstelle aus Gise (um 2600 v. Chr.) enthält die Aufschrift: „Peseschet, Vorsteherin der Ärztinnen“!!! Wie die ägyptische „rote“ Nut (Neith), werden andere, mit der Heilkunst in Verbindung stehende göttliche Frauen häufig mit der matriarchalen Schlangensymbolik dargestellt. Historische Zeugnisse sprechen dafür, daß das bis heute als „Zeichen des ärztlichen Standes“ geltende Schlangensymbol nicht - wie allgemein behauptet wird - auf „Asklepios, den griechischen Gott der Heilkunde“ zurückgeht, sondern in Wirklichkeit einen viel älteren, einen matriarchalen Ursprung hat.

Regierende Frauen, wie sie im frühen Ägypten üblich waren, passen nicht so recht ins patriarchale Geschichtsbild. So wird von der ägyptischen Pharaonin Hatschepsut behauptet, sie habe mit Übernahme der Reichsherrschaft ihr Frau-Sein weitgehend abgelegt und sich mit Vorliebe als Mann dargestellt. Die Königin Nofretete,

genannt „Die Schöne“, mußte einfach auf rätselhafte Weise verschwinden, während Echnaton, Nofretetes Gemahl, „eine Person ungeklärter Herkunft zum Mitregenten gemacht habe“. Diese „Person ungeklärter Herkunft“ trug den Beinamen Nefernetrum-Aton, genau wie Nofretete. Dieser Zufall läßt die Historiker nicht auf die Idee kommen, es sei „Nofretete, die Schöne“ selbst gewesen, die mit Echnaton zusammen regierte.¹⁷

Auch die „roten Königinnen“ der frühen griechischen Stadtstaaten passen nicht ins traditionelle Geschichtsbild. Die „schöne Helena“ war die Trägerin der Königswürde in Sparta. Menelaos, der aus dem Norden kommende Einwanderer, war durch die Heirat mit ihr zum König von Sparta geworden. Der „Kampf um Troja“ ist alles andere als der Kampf um Frauenbefreiung, wie es die Legende und die Dichtung Homers beschreiben. Denn in Sparta waren die Frauen um diese Zeit (etwa 1000 v. Chr.) noch frei. Der griechische Historienschreiber Plutarch berichtete jedenfalls (um 60 v. Chr.), daß die Frauen von Sparta das Recht hatten, „sich von dem liebenswertesten Mann, den sie finden konnten, schwängern zu lassen, sei er nun Einheimischer oder Ausländer“.¹⁸ So spricht vieles dafür, daß es dem griechischen Männerbund Menelaos, Odysseus und Agamemnon nicht nur um die Sicherung der (Vor-)Herrschaft in der Region des östlichen Mittelmeeres ging, wie die traditionelle Geschichtsschreibung vermutet, sondern vor allem um die Verfügungsgewalt über die Frauen, denen die herrschenden Männer die Herrschaftslegitimation verdankten. Der „Trojanische Krieg“ war bei näherem Hinsehen vor allem ein Krieg der Männer gegen die „roten Königinnen“.

Eine von ihnen war die legendäre Königin der Amazonen, Penthesilea. Herodot vermutete die Heimat der Amazonen im *Skythenland*. Er erklärte, daß die skythischen Könige ihre Herrschaftslegitimation von einer „schlangenfüßigen Göttin“ erhielten. Das skythische Volk kenne „keine Götterbilder und Altäre“, seine „Priester“ würden mit „Fistelstimme sprechen und Frauenkleider tragen“, berichtete der frühe griechische Historienschreiber.¹⁹

Der gewaltige Bilderfries aus Pergamon, der als „Pergamon-Altar“ im gleichnamigen Museum in Berlin zu sehen ist, bietet reichlich Dokumente vom Überlebenskampf der weiblichen Kultur gegen die Machtübernahme durch Götter und Männer. Er legt eindrucksvoll Zeugnis dafür ab, daß es Amazonen nicht nur im Skythenland gab und daß sie nicht nur im „Trojanischen Krieg“ bekämpft wurden, sondern überall da, wo starke Frauen - „rote Königinnen“ - sich der patriarchalen Machtübernahme widersetzen.

Die Frauengeschichte der bürgerlichen Gesellschaft ist von Bedeutung und Interesse. Doch erst in Kenntnis der starken, der matriarchalen Frauen-Geschichte, werden die jahrtausendelangen Unterdrückungsenergien von Patriarchen aufklärbar. Der Geschlechterkampf, der die patriarchale Geschichte begleitet, ist der Kampf der Männer gegen die „Roten Königinnen“, gegen die Gleichwertig- und Gleichrangigkeit der Frauen. „Rote Königinnen“ hat es zu allen Zeiten gegeben. Und es wird sie immer geben. Je mehr es davon gibt, um so stärker werden sie, werden wir sein!

Marianne Hochgeschurz

„Alleinstehende Frauen sind Frauen, die alleine stehen können“

Der Status „alleinstehende“ Frau ist auch in unserer so fortschrittlichen und modernen Zeit mit einem gewissen Makel behaftet. Die Assoziation zur früheren „alten Jungfer“ scheidet zwar aus, aber offiziell gesellschaftsfähig ist er nicht. Ein leiser Unterton bleibt hörbar - die unausgesprochene Vermutung „wohl keinen Mann abbekommen“. So manche Frau, unvorbereitet als „alleinstehend“ titulierte, gerät in Erklärungszwänge und verweist leicht empört auf den doch vorhandenen Lover, Partner oder Freund. Im Duden wird der Begriff „alleinstehend“ schlicht mit unverheiratet, und „für sich stehend“ erklärt. Das schließt Zweisamkeit nicht aus. Aber das alte Image lebt und verbindet sich mit Bildern von „einsam“, „aufsichgestellt“ und damit „notleidend“, denn ohne männliches Pendant ist Frau eben nicht vollständig. Ihr Wert orientiert sich nicht an der eigenen Persönlichkeit, sondern am Familienstand.

Was tun sich Frauen ohne ersichtliche Notwendigkeit nicht alles an, um den Status einer „verheirateten Frau“ zu erlangen. Selbst Frauen mittleren Alters mit einschlägiger Ehe-Erfahrung sind von dieser zwanghaften Eitelkeit nicht frei. Nach Jahren des „Alleinstehens“, in denen sie sich ein komfortables Nest geschaffen haben - die Kinder sind erwachsen und „aus dem Haus“ -, können sie der Versuchung einfach nicht widerstehen. Entgegen besseren Wissens wird die harmonische Beziehung legitimiert: Der neue Mann muß geehelicht werden!

Die erreichte persönliche und wirtschaftliche Unabhängigkeit, auf die einst mit gewissem Stolz geblickt wurde, erscheint mit einem Mal weniger attraktiv. Die geschaffenen Freiräume, in denen genußvoll wiederentdeckte eigene Interessen gelebt wurden, verlie-

ren ihre Bedeutung, und die einst heißgeliebte Geselligkeit eines kleinen aber feinen Freundeskreises wird plötzlich zur Nebensache. Nichts zählt mehr außer dem Wunsch, den Rest der Tage als gesetzlich bestätigte bessere Hälfte an „seinem starken Arm“ zu verbringen. Frau gönnt sich ja sonst nichts. Für die „achtbare“ Stellung an seiner Seite werden die in einer unabhängigen Existenz hart erworbenen Tugenden kurzer Hand über Bord geworfen. Im Programm des neuen Lebensplans stehen ab sofort die rechtlich erworbenen Pflichten „in guten wie in schlechten Zeiten“. Besitze zeigende Fürwörter wie Dein, Mein und Unser gewinnen wieder eine neue Dimension.

Das Bestreben nach Höherem ist nicht grundsätzlich zu verwerfen. Auch nicht der Wunsch nach „verheiratet sein“. Wären da nicht gewisse Umkehrungen, die - unkalkulierbar - gewöhnlich erst mit dem Tatbestand der Ehe eintreten. Vorher stets tolerant, aufmerksam, interessiert und verständnisvoll, erweist sich der nun legitimierte Ehemann nach Gründung des gemeinsamen Hausstandes als besitzergreifendes, egoistisches und nörgelndes männliches „Prachtexemplar“. Vorbei die Zeiten mit von ihm sorgsam zubereiteten Abendessen im Kerzenschein. Ade dem am Bett gereichten Frühstück und den zärtlich ins Ohr gehauchten Komplimenten. Das neue Kleid löst keine anerkennende Bewunderung mehr aus, denn der bis dahin viel gelobte gute Geschmack wird jetzt Verschwendungssucht genannt. Mit Trauschein und gemeinsamer Wohnung haben sich die Grenzen verschoben. Es ist eng geworden. Auch in den selbstbestimmten Freiräumen. Die Idylle der harmonischen Zweisamkeit gehört bereits der Vergangenheit an. Denn der männliche „starke Arm“, gedacht zum Festhalten und Anlehnen, will nun umsorgt und betüfelt werden. Wie so oft ist der ersehnte Märchenprinz halt doch nur ein gewöhnlicher Mann. Und Frau, darauf hoffend, daß das alte Gesicht der Beziehung in naher Zukunft zurückkehrt, hält eisern an dem errungenen Status fest.

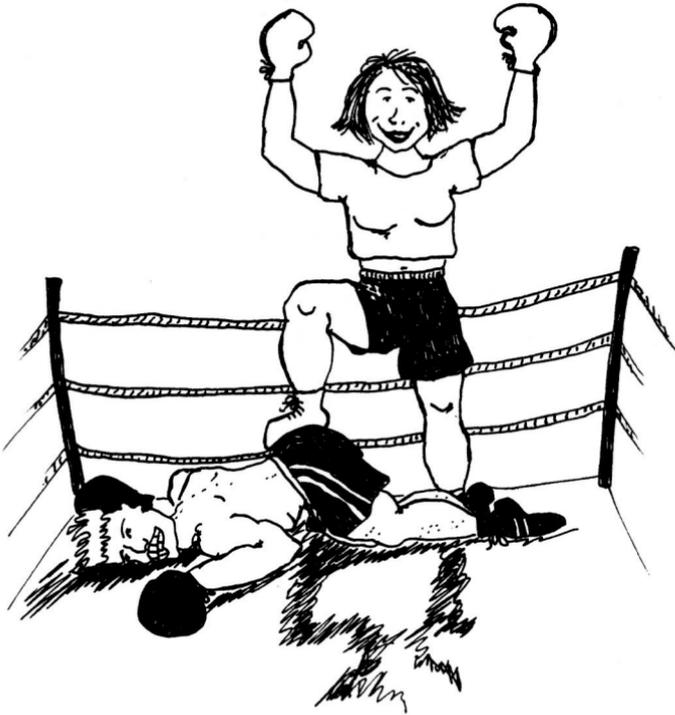
Nicht immer, aber immer öfter zeigen Frauen Selbstbewußtsein und wählen aus Überzeugung ein alleinstehendes Leben. Weit

entfernt von einsam und verlassen, nehmen sie sich das Recht auf Eigenständigkeit und Selbstbestimmung, das ihnen die Institution Ehe in ihrer traditionellen Form nicht gewährt. Sie haben begriffen, daß nur der partnerschaftlich und gleichberechtigt ein Leben teilen kann, der ein eigenes hat. Das gesetzlich zertifizierte Ja-Wort garantiert sowieso nicht die erhoffte lebenslang haltende finanzielle und emotionale Sicherheit. Sie kreieren andere Formen der Zweisamkeit.

Ich liebe den Liebhaber mit eigenem Wohnsitz. Wir brauchen uns für unsere Lebenslust, nicht für den Lebensunterhalt. Kein Gezeter bei der Verteilung häuslicher Pflichten; jeder kümmert sich um den eigenen Haushalt. Keiner, der geflissentlich seine dreckige Wäsche deponiert, weil „Er“ die hochtechnische Waschmaschine nicht bedienen kann. Die Beziehung mit getrenntem Hausstand läßt Raum zum Atmen, schafft Rückzugsgebiete für das notwendige friedvolle Alleinsein. Zuviel Nähe wirkt dauerhaft wie eine luftleere und zu enge Zelle. Denn auch Liebe kann besetzen! Der libanesischer Dichter und Philosoph Kahlil Gibran umschrieb es poetisch mit den Worten: „..... macht die Liebe nicht zur Fessel: Schaffet eher daraus ein webendes Meer zwischen den Ufern eurer Seelen. Denn auch Eichbaum und Zypresse wachsen nicht im gegenseitigen Schatten“.

Unbelastet von ehelichen Zwängen entscheiden wir selbst, wie lange wir miteinander leben. Werde ich morgen verlassen, so wird das schmerzlich sein - aber ich falle nicht in ein bodenlos tiefes schwarzes Loch. „Es tritt der Notplan in Kraft: Ich lebe weiter“. Denn das dichte Netz eines beständigen Alltags, einer unveränderten Umgebung fängt mich auf. Keine leere Wohnung, weil die Möbel fehlen, kein „sich haltlos fühlen“, weil die Freunde seine Freunde waren.

Alleinstehende Frauen können freidenkende und freihandelnde Gestalterinnen ihrer Gegenwart und Zukunft sein. Mit Selbstverständnis setzten sie sich über pseudomoralische Vorstellungen hinweg und leben heute Sexualität entsprechend ihrer eigenen



„Henrietta Waske - ungeschlagen in der 5. Zweierbeziehung“

persönlichen Bedürfnisse. Sie brauchen keine gesetzlich verbrieften Ehe-Rechte - die benachteiligenden Pflichten überwiegen sowieso. War doch Vergewaltigung in der Ehe bis vor kurzem noch straffrei, da Mann für sich das Recht auf die Verfügbarkeit von Frau beanspruchte.

Eine partnerschaftliche Beziehung dient nicht dem Zweck, sich gegenseitig bei guter Laune zu halten, sondern gemeinsam als „Gefährten“ Hochs zu erleben und Tiefen zu überwinden. Aber wieviele Ehemänner verdienen denn tatsächlich den Namen „Lebensgefährten“?

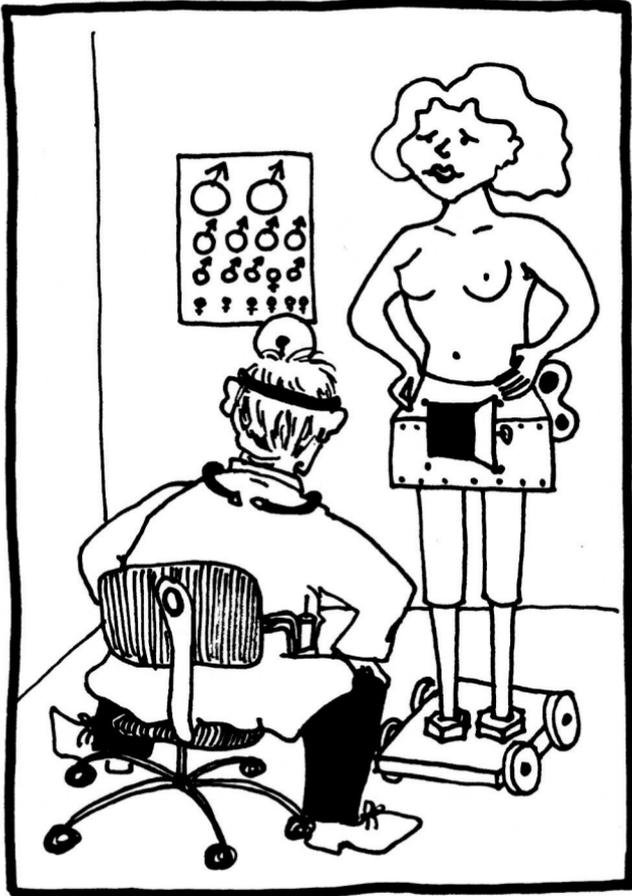
Natürlich ist auch der Alltag als „alleinstehende“ Frau nicht ohne Verzicht. Davon sind Frauen in ihrer individuellen Disposition unterschiedlich betroffen. Aber mit was läßt sich der Umstand aufwiegen, das eigene Leben eigenständig und selbstbestimmt zu wählen - die Freiheit, ohne schlechtes Gewissen „Nein“ sagen zu können?

Luise Hoyer - alleinstehende Künstlerin

Wie (un)gesund ist Weiblichkeit?

Zu Beginn der neuen Frauenbewegung gab es eine breite Verständigung darüber, daß die Erziehung zur Weiblichkeit einen großen Anteil an dem vielfältigen Leiden von Frauen hat, und auch daran, daß Frauen ihre Benachteiligung ertragen und mehr erleiden als angreifen oder verändern. Doch die Beschreibung von Weiblichkeit als Anhäufung von Nachteilen oder Defiziten konnte nicht lange befriedigen: Begeisterte der Aufbruch doch gerade deshalb, weil Frauen miteinander wichtige Gemeinsamkeiten entdeckten, sich selbst und einander zu mögen begannen. Zudem bröckelten bald die Ansichten über Lebensmodelle für Frauen auseinander und darüber, welche Bedingungen ein gutes oder dem dauerhaften Wohlbefinden zuträgliches Leben ermöglichen. Welche Entscheidungen - heterosexuelle oder lesbische Liebe? Mutterschaft oder gleichberechtigte Partnerschaft? Karriere, Teilzeitberuf, Politik? - sollten als Selbstverwirklichung angesehen werden, und bei welchen richten Frauen sich lediglich in der eigenen Beeinträchtigung und Behinderung ein? Unterschiedliche Lebenswege wurden vor diesem Hintergrund zunehmend unter dem Begriff der Differenz betrachtet und bewertet. Schwierig wurde es allerdings dann zu bestimmen, was das Gemeinsame ist, das Frauen verbindet. Über kaum etwas sind Frauen heute tiefer und heftiger zerstritten, als über „Weiblichkeit“.

Die einen möchten die Echtheit und den Wert weiblicher Eigenschaften und Erfahrungen bejahen, „um weibliche Selbstwert-schätzung auf der Grundlage ihres faktischen Seins“²⁰ zu stärken. Wer die Weiblichkeit als bloßes Ergebnis patriarchaler Unterdrückung abtut, hat sich dem unterworfen; es käme aber gerade darauf an, daß Frauen ihre eigenen Interessen, Bedürfnisse und Forderungen erkennen. Gesund können nach dieser Überzeugung



Auslaufmodell

Frauen erst sein, wenn sie in der Lage sind, im Einklang mit ihrer spezifischen Körperlichkeit zu leben, zu denken und zu fühlen.

Die anderen weisen jede Vorstellung eines besonderen, anderen Wesens der Frau zurück, wie im Begriff der Weiblichkeit nahegelegt, um die ganze Fülle menschlicher Möglichkeiten auch für Frauen einzufordern. Die Rede von Weiblichkeit führe, so wird vermutet, bei inhaltlicher Ausführung immer zu Aussagen über Frauen überhaupt - Verallgemeinerungen, die für Einschränkungen die Argumente liefern, und zudem noch alle Frauen für die Sicht von wenigen vereinnahmt. Weiblichkeit als „Identitätszwang“ entfremdet Frauen von sich selbst und macht sie krank. Es käme darauf an, den „Raum der Nichtübereinstimmung“²¹ und die Verschiedenheit der Wege von Frauen offen zu halten.

So sieht es ganz danach aus, als säßen wir in der Falle. Lassen wir Weiblichkeit gelten, dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir darauf verpflichtet werden. Streiten wir jede wirkliche Differenz ab, können wir uns weder auf die Energien noch auf die Verwundbarkeit und den Rhythmus unseres Körpers berufen, weder auf unsere Gefühle noch auf unsere Erfahrungen, um Maßstäbe in Gegenwart und Zukunft selbst zu bestimmen.

Als Ausweg bietet sich der Gedanke an, daß es mehr als eine Bedeutung von Weiblichkeit geben kann. Könnten wir eine gesunde Weiblichkeit, die in der Versöhnung der Seele mit unserer Körperlichkeit wurzelt, der ungesunden Weiblichkeit infolge von Anpassung und seelischer Verformung gegenüberstellen? Doch wir ahnen: So einfach löst sich unser Problem nicht, denn selbst bei genauer Unterscheidung der beiden Weiblichkeitsbegriffe werden wir feststellen, daß sie sich im gelebten Alltag nicht auseinanderhalten lassen. Es nutzt ebenso wenig zu beschreiben, wie die Weiblichkeit ist, wie zu bestreiten, daß es sie gibt. Wir kommen erst weiter, wenn wir darauf blicken, wie Weiblichkeit entsteht.

Die Stimme der Frau

Als wir in der neuen Frauenbewegung begonnen haben, über weibliche Sozialisation nachzudenken, griffen wir - wie sollte es anders sein - auf vorhandene Modelle zurück, wie Sozialisation im allgemeinen vor sich geht. Diese Modelle - ob aus der Psychoanalyse, der kritischen Psychologie oder der Theorie sozialen Lernens - waren sich darin einig, daß entscheidende Prägungen der Persönlichkeit in frühen Lebensjahren stattfinden, auch wenn wir, darauf bauend, lebenslang weiter sozialisiert werden. Die frühe Sozialisation, so alle Theorien, vollzieht sich in der Familie, im besonderen durch die Mutter. Sie ist bis zum Zeitpunkt, da unsere bewußten Erinnerungen allererst beginnen - etwa mit fünf oder sechs Jahren - im wesentlichen abgeschlossen.

Die Kreativität der Feministinnen bestand in ihrer Frage: Wie können Mädchen je so „hineingebogen“ werden, daß sie in die eigene Unterdrückung einwilligen? Doch ganz gleich, ob sie stärker auf die Erziehungseinflüsse von außen achteten²² oder auf die Art von Beziehung zwischen Mutter und Tochter und die Folgen der Tatsache, daß Frauen es sind, die sich um kleine Kinder kümmern²³: Ihr Ergebnis war ebenfalls ein früh festgelegtes, uns bewußt nicht mehr zugängliches Schicksal.

Die feministische Psychologie in den USA ging anders vor. Da die bisherige Beschreibung von Weiblichkeit eine Abwertung von Frauen verstärkt hat, nahmen sich Psychologinnen vor, erst einmal bei Frauen sehr genau hinzuhören. Auch bewerteten sie das, was sie hörten, anders als bisher. So beschrieb Jean Baker Miller²⁴ als die „Stärke weiblicher Schwäche“, daß wichtige Anteile menschlichen Lebens in die Zuständigkeit von Frauen abgedrängt werden. Männer haben dadurch die Freiheit, den Bereich der Gefühle und die alltägliche Fürsorge, aber auch ihre eigenen Anwandlungen von Angst und Schwäche, abzuspalten, ohne auf sie zu verzichten. Carol Gilligan²⁵ ließ uns die „weibliche Stimme“ hören, die in Fragen der Ethik und Moral nicht allein allgemeine Grundsätze gelten läßt, sondern nach den Beziehungen und der Verantwortung von

Menschen füreinander fragt. Auch ihr war nicht die „Andersartigkeit“ von Frauen wichtig, sondern die Stimme selbst, die beiden Geschlechtern zugänglich ist. Anders gesagt: Die Kritik an der männlich geprägten Theorietradition zielte vor allem auf die Differenz zwischen den Theoriemodellen und der Wirklichkeit von Frauen; wie weit Männer diesen Modellen entsprechen - wie weit also Frauen und Männer sich unterscheiden - war nebensächlich.

Das vorherrschende Modell definiert Reife als die Entwicklung einer autonomen Identität auf der Grundlage der Ablösung und inneren Trennung von den Eltern. „Dieser Ablösungsprozeß ist Ausgangspunkt und Voraussetzung, daß der Jugendliche sich den außerfamilialen Bezugspersonen und Institutionen ... zuwendet“.²⁶ Zuerst also braucht der Mensch ein gut abgegrenztes, unabhängiges Selbst, erst dann werden ihm Beziehungen gelingen. Differenzierte empirische Studien kommen aber immer wieder zu dem Ergebnis, daß die Entwicklung von Mädchen sich diesem Modell nicht fügt. Mädchen wurden daher oft als unzulänglich differenziert, mangelhaft gesehen. Doch gerade das, was als Mangel galt, tut ihnen offenbar gut. Nicht die innere Unabhängigkeit, sondern die Qualität ihrer Beziehungen zu anderen Menschen ist bei Mädchen für die künftige Ich-Stärke ausschlaggebend²⁷, nicht die Loslösung, gar der Abbruch, sondern die Umgestaltung der Mutter-Tochter-Beziehung unterstützt die Selbstfindung.²⁸

Für den unvoreingenommenen Blick wurde erkennbar, daß Probleme von Frauen nicht in ihrer „übermäßigen“ Abhängigkeit von Beziehungen oder ihrer „Personenbezogenheit“ wurzeln, sondern in dem, was mit ihnen in ihren realen Beziehungen passiert. Dana Jack stellte nach vielen Interviews mit depressiven Frauen fest, daß diese daran leiden, in ihrer wichtigsten Beziehung (meist Ehe) „sich selbst verloren“ zu haben.²⁹ Auslöser der tiefen Depression war, daß sie „in der Familie aufgegangen“ sind und sich dann nicht wiederfinden konnten, bei einer Krise zu keiner Auseinandersetzung fähig, weil sie die eigene Stimme verloren hatten. Das Ideal der guten Ehefrau hat diese Frauen dazu gebracht, durch Zurückstellung eigener Bedürfnisse und Unterordnung Nähe und

Gemeinsamkeit anzustreben: Doch statt der erhofften Offenheit und Intimität hatten sie Zurückweisung und Entfremdung erfahren. Die Tragödie dieser Beziehungssuche ist, daß die Zurücknahme und der schließliche Verlust der eigenen, authentischen Stimme - vollzogen in der Hoffnung auf Gemeinschaft - am Ende keine wirkliche Beziehung mehr erlaubt.

In diese Falle gehen Frauen, weil sie ihrem existentiellen Bedürfnis nach Verbundenheit in einer Situation gesellschaftlich vorgeprägter Dominanz folgen: In der Selbstverständlichkeit, mit der **sie** Nähe und Wechselseitigkeit auf dem Wege der Anpassung an **seine** (geäußerten oder auch nur vermuteten) Wünsche sucht, kommt das Vorrecht männlicher Bedürfnisse zum Ausdruck. Es greift zuweilen auch dann, wenn der Mann nach den Wünschen der Frau fragt: Sie kann das „Angebot“ nicht annehmen, aus Angst, als Frau zu versagen.

Das Schweigen des Mädchens

Das Phänomen, sich zu verlieren, taucht nicht erst in Ehen auf. Emily Hancock entdeckte bei überdurchschnittlich selbstbewußten Frauen das „verborgene Mädchen“ im „verschütteten Kern weiblicher Identität“. Diese Kernidentität war „im Prozeß des Erwachsenwerdens erstickt“ und erst bei der Bewältigung einer Lebenskrise wiedergefunden worden. Entscheidende Wendepunkte erlebten Frauen, als hätten sie nach einer langen Zeit der Fremdbestimmung ihr eigentliches Ich wiederentdeckt. Sie beschreiben dieses Ich mit Bildern aus einer Zeit, als sie etwa neun Jahre alt gewesen waren. Die Ich-Entwicklung vollzieht sich nicht linear fortschreitend, sondern spiralförmig kreisend. „Frauen bilden ihre Identität nicht in der Adoleszenz heraus, sie greifen vielmehr als Erwachsene auf ihre Mädchenzeit zurück, um zu ihrem authentischen Selbst zu finden“.³⁰

Carol Gilligan und Kolleginnen führen seit Anfang der 80er Jahre umfangreiche Studien über die psychosoziale Entwicklung von

Mädchen (im Alter von sieben bis 16 Jahren) durch. Dabei sind auch sie auf einen Bruch in der Entwicklung von Mädchen zu Beginn der Adoleszenz gestoßen. Nicht erst in der Erinnerung der erwachsenen Frauen, sondern auch für die entwicklungsbegleitende Forschung der Gilligan-Gruppe stellen sich Mädchen gegen Ende der Kindheit als offen, selbstbewußt, tatkräftig und gewitzt dar. Sie sprechen Gefühle und Gedanken unverstellt aus, setzen sich mit Konflikten ebenso heftig und deutlich auseinander, wie sie ihre Wünsche nach Anerkennung und Zuneigung äußern. Ihre Stimme kommt „aus der Mitte des Körpers“ (Gilligan); sie sind unverkennbar „Subjekt ihrer Erfahrungen“ (Hancock). Dabei sind Mädchen aufmerksame und scharfsinnige Beobachterinnen dessen, was in zwischenmenschlichen Beziehungen abläuft. Die Gespräche mit ihnen zeigen, wie intensiv sie darüber nachdenken, was Freundschaft oder Familienbeziehungen erfordern und zulassen, wann sie sich verraten fühlen und warum, was einen Menschen verletzen kann und inwiefern offener Streit auch gut tut. Sie sehen zuweilen ein, daß sie bestimmten Menschen lieber nicht die Meinung sagen sollten, aber wenn sie eine wütende oder kränkende Bemerkung herunterschlucken oder den Mund halten, wissen sie noch warum: Es hat mit der Person, mit der Situation zu tun.

Allmählich, zu Beginn der Adoleszenz, im Alter zwischen zehn und zwölf, tritt jedoch eine deutliche Veränderung ein, die Gilligan als „Beziehungskrise“ bezeichnet. Damit meint sie einen tiefen Konflikt, der mit der Angst des Verlustes aller Möglichkeit von Beziehung einhergeht, um das Verhältnis zwischen Verbundenheit mit anderen Menschen und dem eigenen, authentischen Selbst. Immer stärker zweifeln Mädchen daran, ob der ehrliche Ausdruck eigener Gefühle erlaubt oder für andere aushaltbar ist. Ihre Stimme verändert sich, wirkt schauspielerisch und unecht, als probieren sie ein Selbst aus. Sie entwickeln ein Bild davon, wie ein nettes, liebenswertes Mädchen sein müßte. „Weibliche“ Tugenden wie Rücksichtnahme um jeden Preis, Fürsorglichkeit ohne den Gedanken an eigene Wünsche, unbedingter Verzicht auf Gefühlsäußerungen, die andere kränken könnten, Opferbereitschaft und

Liebe spielen bei ihren Beschreibungen des Ideals, wie sie sein müßten, eine große Rolle. Eine Zeit lang lassen sich in den Interviews beide Stimmen im Wechsel verfolgen: die authentische Stimme der Mädchen zu ihren Gefühlen und über das, was sie als die Wirklichkeit ihrer Beziehungen wissen, neben der Stimme des liebenswerten Idealmädchens und deren abstrakten Gebote. Die eigene Stimme verstummt dann zunehmend. Die Mädchen deuten ihr Wissen über Gefühle und Beziehungsgeschehen an, um es sogleich mit Redewendungen wie „ich weiß nicht“ wieder zurückzunehmen. Heftige Gefühle wie Ärger oder Wut machen ihnen jetzt große Angst. Diese Krise führt zu einer Abspaltung aller Teile von sich selbst, die zum moralischen Bild der Weiblichkeit nicht passen. Dadurch aber verlieren die Mädchen genau das, was sie so leidenschaftlich suchen: das Erleben der Verbundenheit mit anderen Menschen. Sie opfern, so Gilligan, echte Bezogenheit für „Beziehungen“.³¹

Gerade das stark empfundene Verlangen nach Selbstentwicklung innerhalb verlässlicher Beziehungen - ein Verlangen, das elementar menschlich ist, aber nach dem klassischen Modell der Entwicklung männlicher Kinder frühzeitig unterdrückt werden soll (der Sinn des „Ödipuskomplex“ besteht genau darin) - führt Mädchen in diese Krise. Sie beginnt offenbar noch vor der eigentlichen Adoleszenz, leitet diese vielmehr ein und prägt sie. Mit dem allmählichen Ende der Kindheit weitet sich der soziale Horizont. Die Mädchen treten in eine Lebensphase ein, in der sie für ihre eigene Stimme und ihre eigene Urteilskraft das Vertrauen ihrer Familie einfordern müssen, um ihren Weg nach außen zu finden. Noch vor dem Einsetzen der Menarche verändert sich die äußerlich sichtbare Körperform. Mädchen erleben, daß sie neu und entscheidend nach den Maßstäben des männlichen Begehrens bewertet und auf ein „Dasein für andere“ verwiesen werden. Doch statt der dringend benötigten Stärkung ihrer Selbst erleben sie nur allzu häufig den Verrat ihrer Mütter und Lehrerinnen. Die wichtigsten erwachsenen Frauen in ihrem Leben drängen sie sanft auf die weibliche Vermittlungs- und Verständnisrolle. Vor allem aber leben sie ihnen das Beispiel der Konfliktvermeidung und des Verzichts auf eine eige-

ne, klare Stimme vor. Zudem beobachten oder erleiden Mädchen die mehr oder weniger massive Gewalt ihrer männlichen Umwelt: Sexuelle Übergriffe durch Mitschüler oder Lehrer gehören zum Alltag und werden verharmlost; sexuelle Ausbeutung in der Familie verletzt Mädchen in ihrem Körper-Selbst und in ihrer Fähigkeit, Vertrauen zu entwickeln, ganz elementar. Ist also der Konflikt um Selbst-sein-können in Beziehungen kulturell vorgeprägt, so verschärft er sich in dem Maße, wie Mädchen konkrete Gewalt erlebt haben.

Während der Krise im Beziehungsselbst geht Mädchen insbesondere ihr inneres Zentrum im eigenen Körper verloren. Zahlreiche sehr unterschiedliche empirische Studien finden, daß Mädchen aller Schichten in weit höherem Maße als Jungen den eigenen Körper kritisch-ablehnend bewerten. Sie betrachten sich selbst mit dem abschätzigen Blick von außen. Sie lernen, sich in eine Ansammlung unterschiedlich annehmbarer Ersatzteile zu zerlegen: Haare, Augenpartie, Nase, Mund, Busen, Ober- oder Unterschenkel, jeder Teil kann den Wunsch nach passablem Aussehen vereiteln. Mit dem Bewußtsein des Außenblicks spüren Mädchen zudem: Jeder Schritt, den sie aus der Unauffälligkeit heraus tun, riskiert eine verschärfte Begutachtung ihres körperlichen Erscheinungsbildes, und zwar in doppelter Hinsicht: Ist sie attraktiv, begehrenswert? und: Macht sie einen angenehmen, einen guten Eindruck, paßt sie zum Gruppenbild? Oder anders gesagt: Vermag sie männliche Begierde zu wecken, aber auch zu bremsen?

Ihre hohe Sensibilität für begutachtende Blicke, und die eigene Übernahme der Überwachungsaufgabe - gegenüber dem eigenen Körper, den eigenen Gefühlen, dem eigenen Verhalten in Beziehungen -, als wäre die Bewertungsinstanz in ihr selbst angesiedelt, haben zur Folge, daß das Mädchen den Zugang zur eigenen Mitte, oft sehr gründlich, verliert. Sie kann in einen Kampf gegen den Körper treten - vor allem dann, wenn eben dieser Körper sie bei sexuellen Gewaltübergriffen „verraten“ hat -: ihn abmagern, oder vollstopfen und mästen, ihn einschnüren und der „Schönheit“ zuliebe foltern. Die Grenzen zur Bulimie und zur Mager-

sucht, zu Empfindungsstörungen und Abspaltungen sind fließend, und die im Kampf mit dem Körper ergriffenen Maßnahmen an Kleidung und Ernährung können schließlich in organische Beschwerden einmünden.

Gewalt und Weiblichkeit

Was „typische Frauenkrankheiten“ sind, scheint sich über die Jahrzehnte immer wieder zu ändern. Die Forschung hat sich viel zu wenig um die unterschiedliche Betroffenheit von Frauen und Männern gekümmert, um darüber zuverlässige Aussagen über einen längeren Zeitraum hinweg zu machen. Doch spricht einiges dafür, daß die Verschiebungen immer schneller vorsichgehen. Es ließe sich die Vermutung aufstellen, daß dieser Wandel eine gewisse Richtung einschlägt: Frauenleiden haben sich von den nach Kriegsende entstandenen chronischen Schäden der inneren Organe zunächst hin zu depressiven und autoaggressiven Krankheitsbildern entwickelt. Gegenwärtig macht sich eine in rascher Folge wechselnde Reihe von Streßerkrankungen unter Frauen breit. Es ist, als würden Frauen eine Zerreißprobe widersprüchlicher Aufforderungen zu bestehen haben, bei der ihnen eines noch immer verwehrt scheint: die eigene Mitte zu finden und aus ihr heraus zu leben und zu handeln.

Ein durchgehendes Thema aller dieser Leiden im Wechsel der Zeiten, von der klassischen Hysterie im Wien Freuds bis heute, ist die tiefe Verbindung zwischen Weiblichkeit und sexueller Verletzbarkeit³², die immer wieder in der Entstehungsgeschichte frauentypischer gesundheitlicher Beeinträchtigungen erscheint. In der Entwicklung von Mädchen und Frauen treffen Weiblichkeit und Gewalt auf vielen Ebenen aufeinander. Es tritt oft die negative Spirale ein: Gewalt verstärkt die Bereitschaft zur Weiblichkeit, Weiblichkeit die Auslieferung an Gewalt. Quer zu den vielen Differenzen unter Frauen - in ihrer Individualität ebenso wie in ihrer soziokulturellen Zugehörigkeit - bricht die kulturelle Polarität, die Frauen als das „moralische Geschlecht“ bestimmt, Männer als aus

innerer Quelle handelnde Subjekte, in ihr Selbst-Gefühl ein und spaltet es. Die kulturelle Polarität richtet in ihnen den inneren Überwachungsdienst ein, dessen Wirken Angelika Wagner mit „Geschlechtsrollenimperativen“ beschrieb: verinnerlichte, kaum bewußte Sollvorstellungen.

„Subjektiv übernommene Imperative sind mit einem ganz speziellen Gefühl verbunden, mit dem Gefühl, daß es „schlimm“ ist, wenn frau den Imperativ verletzt; wir zucken sozusagen innerlich zusammen bei dem Gedanken, daß wir unbescheiden auftreten könnten, wenn wir diesen Imperativ verinnerlicht haben ... Subjektiv übernommene Imperative engen das Verhalten ein. ... Sie wirken als Denksperren und machen es uns subjektiv nicht möglich, uns frei zu verhalten.“ Meist ist uns nicht einmal bewußt, daß Imperative geschlechtsspezifisch sind.³³ Geraten unsere Imperative mit der wahrgenommenen Wirklichkeit in Konflikt, entstehen „Denkknoten“ mit Verkrampfung und Streß, es drehen sich die Gedanken im Kreise, ohne einen Ausweg zu finden. Tatsächlich ist keine Lösung möglich, solange am Imperativ festgehalten wird.

Hier wird im Inneren der Psyche sichtbar, was auch als gesellschaftlicher Zwangszusammenhang beschrieben werden kann: Kulturell herrscht eine nachdrücklich betonte Weiblichkeit vor, bei der gewisse Ansätze zur Differenz - sei es aus der unterschiedlichen Physiologie, sei es aus den typisch unterschiedlichen Lebenserfahrungen oder Praxisbereichen der Geschlechter - herausgestrichen, stilisiert und zum Gebot erhoben werden. Diese betonte, legitime Weiblichkeit dient gesellschaftlich und historisch gesehen dazu, andere mögliche Weiblichkeiten auszugrenzen, zu entwerten und zu bestrafen. So enthält die Roman- oder Filmgeschichte der romantischen Liebe den moralischen Haupttext, worin die wahre Weiblichkeit durch Glück und Geborgenheit belohnt wird, aber auch den Nebentext der bösen „anderen Frau“, die Unheil anrichtet und am Ende bestraft wird. Die ideale Weiblichkeit bezieht ihre moralische Kraft zu einem Teil gerade daraus, daß an den Rändern eine Vielzahl anderer, als bedrohlich eingestufte Weiblichkeiten lauern.

Das Verstummen der eigenen Stimme in der frühen weiblichen Adoleszenz läßt sich, nach Gilligan, entwicklungspsychologisch mit dem von Freud zuerst beschriebenen Untergang des Ödipuskomplexes beim Jungen insoweit vergleichen, als beide Spaltungen sich verheerend auf die Beziehung der Geschlechter zueinander auswirken. Nur vollzieht sich die klassisch männliche Spaltung viel früher, ist also dem späteren Bewußtsein entzogen. Sie entschädigt für Verluste mit dem Angebot der Identifikation mit Macht und Herrschaft - weshalb in der sexuellen Gewalt erwachsener Männer es auf so fatale Art schwierig ist, zwischen der Aggressionslust und der Sexualität zu unterscheiden. Darum ist es auch für gutmeinende Männer zum Teil schwierig, beschränkende Regeln für ihre mögliche sexuelle Betätigung nicht als Kränkung ihres Selbstwertgefühls und Minderung ihrer Autonomie als Subjekt zu empfinden. Der Vorwurf der Prüderie deutet auf die unterschwellige Fantasie der Mutter als Spielverderberin hin und auf ein spezifisch männliches Einvernehmen: Wer die Gewalt begrenzt, muß der Sexualität feindlich gesonnen sein.

Die Spaltung bei Mädchen trifft ein schon sehr bewußtes, waches und beziehungs-sensibles Selbst, und sie entschädigt nur durch die stets ungewisse Hoffnung, geliebt zu werden. Zurück bleibt eine dunkle Erinnerung, das eigentliche Selbst verloren zu haben, und eine tiefe Angst vor namenlosen Katastrophen, wenn dieses Selbst zum Durchbruch käme. Das moralische Geschlecht - das Ideal des liebenswerten Mädchens, der guten Ehefrau, der gern gesehenen, kooperativen und hilfsbereiten Kollegin, der liebenden Mutter - ist Schutz vor unbenennbaren Bedrohungen, macht Frauen aber real schutzlos gegenüber männlichen Übergriffen. Als Betroffene fehlt ihnen die Gewißheit ihres Rechts, eigene Grenzen zu setzen: Oft sind sie erst dann in der Lage, Übergriffe als Gewalt zu benennen, wenn sie durch deutliche Äußerungen oder Umstände erkennen können, daß der Mann selbst sie so wahrnimmt. Als Nachbarin, Kollegin oder Bekannte unterliegen sie zuweilen so sehr dem inneren Gebot des Schweigens, daß sie die Verletzung einer anderen Frau verleugnen, um nicht den eigenen Schutz zu verlieren. Eva Breitenbach fand bei Müttern mißbrauchter Mädchen, daß

diese am ehesten dann zur Beendigung des Mißbrauchs handlungsfähig waren, wenn ihre Tochter sich als Kind an sie wandte. Sahen sie hingegen in der Tochter die werdende Frau, fiel ihnen eine klare Haltung sehr viel schwieriger. „Eine Mutter kann ihr Kind schützen“, so Eva Breitenbach, „nicht aber eine Frau eine andere Frau“ - und zwar so lange nicht, wie sie nicht authentisch für sich selbst eintreten kann.

Die Spaltung zwischen dem moralischen Ideal und der eigenen Wahrnehmung schadet im übrigen nicht nur den Frauen, sondern auch der Moral selbst als unverzichtbarer, gemeinschaftsstiftender Kraft. Für Frauen wird es durch die Spaltung extrem schwer, Moral für die eigenen, aus dem inneren Selbst heraustretenden Wünsche und Bedürfnisse in Anspruch zu nehmen. Für Männer scheint Moral wiederum mit der Kränkung ihrer illusorischen Souveränität einherzugehen. Beiden Geschlechtern erscheint Moral unauflöslich mit Weiblichkeit verbunden. Sie halten sie daher, aller Lebenserfahrung zum Trotz, für eine schwache Kraft.

Weiblichkeit ist schon von ihrer Entstehung her doppelbödig. Es verwundert nicht, daß wir es schwer finden, sie zu bewerten. In der Verbundenheit von Müttern und Töchtern, von Frauen miteinander ist ein dem Männlichkeitsideal widersprechendes Wissen enthalten: Die unverbrüchliche Erkenntnis, daß jedes reife, handlungsfähige Selbst ein Leben in entwicklungsfördernden Beziehungen voraussetzt und auch ermöglicht. (Männliche Philosophen taten sich daher immer wieder damit schwer, daß wir alle geboren und genährt wurden, ehe wir ein trotziges „Ich denke, daher bin ich!“ in die Welt rufen konnten). Aber in dieser Generationenkette von Frauen wird auch die Botschaft der Verstellung, des Schweigen-Sollens, des Verzichts auf die eigene Stimme weitergereicht. Durch diese Botschaft, wenn wir ihr gehorchen und sie weiterreichen, halten wir eine Weiblichkeit am Leben, die unsere Lebenskraft aufsaugt und bindet, die uns krank macht. Erst wenn wir die besondere Aufmerksamkeit für Personen und deren Beziehungen um die Perspektive der unabdingbaren Wechselseitigkeit ergänzen, wenn wir Tugenden wie „konfliktfreudiges Einfüh-

lungsvermögen“ und „sensible Selbstbehauptung“ denken und auch üben, werden wir beginnen, der Herausforderung gerecht zu werden, die in unserer zwiespältigen Weiblichkeit liegt.

Prof. Dr. Carol Hagemann-White

Weiberkram und Frauenpower - das Märchen von der Gleichberechtigung

„Weltbilder tendieren (...) grundsätzlich zur Geschlossenheit. Sie lassen aus subjektiver Perspektive keine Fragen offen. Deshalb haben die Menschen die Bilder, die sie sich jeweils von der Welt machen, auch jeher in aller Unschuld für die Wirklichkeit selbst gehalten. Fast niemals denken wir deshalb daran, daß auch wir nicht in der Welt leben, sondern nur immer inmitten des Bildes, das wir uns von »der« Welt machen.“³⁴

Unser herrschendes Weltbild mit seinen Strukturen und Systemen ist eine subjektive männliche Wirklichkeit. Männliche Denkweisen und Verhaltensmuster prägen Wirtschaft, Politik und Wissenschaft. Maskuline Ignoranz dominiert unser Leben, unseren Alltag. Wie oft sind es alte erstarrte Männer, die bestimmen, was Frauen zu fühlen, zu denken haben - was gut für sie ist. Wohlgemerkt: nur zu ihrem Besten. „Mann“ hat uns zum schwachen Geschlecht erklärt, das „väterlich“ beschützt werden muß - und wir lernten, uns hilflos zu fühlen.

Wie eine Medaille zwei Seiten hat, birgt jedes Ereignis, jede Entwicklung, jedes aktuelle Geschehen neben einer männlichen auch eine weibliche Sichtweise, die sich nicht auf „frauenspezifische“ Themen beschränkt. Doch das weibliche Weltbild hat keine Stimme. Nachrichten dokumentieren männliche Interpretationen des Tagesgeschehens, selbst wenn sie von Frauen präsentiert werden. Politische Kommentare enthalten keine weiblichen Gesichtspunkte. Tagespresse, Fernsehen und Hörfunk sind immer noch männliche Medien, die Frauen gemäß der eigenen subjektiven Wirklichkeit auf „frauentypische“ Bereiche oder Rollen festlegen. In unserer multikulturellen Gesellschaft ist die Kultur der Mehrheit Frau „heimatlos“. Weibliche Aspekte werden zurechtgestutzt, für

das männliche Weltbild passend gemacht und, auf Klischees reduziert, in eine Zwangsjacke gesteckt. Spiritualität, Intuition, Inspiration, Spontaneität, Sinnhaftigkeit und gefühlvoll verstehendes Miteinander haben sich in die wenigen verbliebenen Schutzgebiete zurückgezogen. Trotz formal erreichter Gleichberechtigung bedeutet Gleichbehandlung heute nicht mehr, als daß Frauen die Freiheit erworben haben, sich wie Männer zu verhalten. Der Anspruch auf die Gleichwertigkeit weiblichen Verhaltens verschwand aus unserem Blickfeld.

Nach wie vor sind „verstaubte“ Rollenbilder überall präsent. Die Rechenbücher unserer Kinder zeigen Frauen immer noch als Hausfrauen, die nur Umfang und Fläche einer Tischdecke berechnen können. Zinskalkulationen für Darlehen oder Gewinn- und Verlustrechnungen bleiben in den Sachaufgaben für Mathematik zumindest in bayerischen Schulen den Männern vorbehalten. Im Nachschriftentext einer 9. Klasse Hauptschule heißt es zum Thema Jugendkriminalität: „Ursachen der steigenden Kriminalität von Jugendlichen ist die fehlende Zuwendung und die **Berufstätigkeit der Mütter**“.

In ihrer Diplomarbeit „Rollenbilder im Wandel?“ untersuchte die Psychologin Tatjana-Nicole Herrmann 216 Bilderbücher, die von 1990 bis 1994 erschienen waren. Das Ergebnis widerlegt das vielfach heraufbeschworene gewandelte „Frauenbild“. Die alten Klischees einer Familie mit Frau als am Herd stehender Mutter und dem von der Arbeit nach Hause kommenden Vater sind so lebendig wie eh und je. Die Kinderbilder der Bücher zeigen aktive, abenteuerlustige und neugierige Jungen, zuschauend und sich fügend dagegen meistens die Mädchen.³⁵

Andere, moderne, aber nicht weniger fremdbestimmte und einzwängende Frauenbilder kommen hinzu: „Karrierefrauen sind verkappte Männer, Emanzen häßlich und Feministinnen militant und lesbisch“ stehen für „Vorbilder“ mit abschreckender Wirkung. Die ausschließlich jugendlich-flotte, attraktive Erscheinung ohne „Ecken und Kanten“ in der Werbung und der in Frauenzeitschriften allge-

genwärtig propagierte und hochstilisierte Schönheitswahn stehen dagegen für den Inbegriff von Frausein schlechthin. Mit einem Wort: das „männergerechte“ perfekte Wesen! Frauen, stets bemüht, diesen „Idealen“ gerecht zu werden, unterwerfen sich fast klaglos den neuen Zwängen. Denn die drohende Botschaft hinter den Bildern lautet: Wer sich nicht „einpaßt“, grenzt sich aus. Aus Furcht vor dem Verlust gesellschaftlicher Be-Achtung machen wir uns „gefügig“ und akzeptieren die Normalisierung des Abnormen. Für die Besinnung auf die eigene wahre Identität bleibt weder Zeit noch Raum. Wir Frauen sind uns selbst fremd geworden.

Sicher, Frauen haben inzwischen viele männlich besetzte Bastionen erobert. Aber zu welchem Preis? Berufliche Karriere innerhalb unserer Wirtschaftssysteme und Unternehmensstrukturen setzt voraus, daß Frau bewußt oder unbewußt ein großes Repertoire an männlichen Denk- und Verhaltensweisen adaptieren muß. Nur männlich konformes Verhalten - wie „emotionslose Sachlichkeit“ - wird positiv bestätigt und belohnt, abweichendes „weibliches“ Verhalten mit Ablehnung bestraft. Frauen gelten als gefühlsbetont, ihr Handeln als emotional bestimmt. Was ist so verwerflich daran, emotional zu sein? Männer bezeichnen diese Fähigkeit gern als launische Gefühlsduselei, um Frauen Unsachlichkeit zu attestieren. Sie glauben, ihre vermeintliche Emotionslosigkeit sei der Beweis ihrer Überlegenheit - einer der vielen „blinden“ Flecken im männlichen Gesichtsfeld. Wer kennt sie nicht, die heißen Grabenkämpfe, die sich Männer um Status, Karriere und Anerkennung liefern. Keine Entscheidung, die emotionslos getroffen wird. Neid, Mißgunst, Schwäche und Furcht sind nur mehr oder weniger gut getarnt hinter „glatter“ Fassade versteckt. Männer haben keineswegs gelernt, mit ihren Gefühlen besser umzugehen. Im Gegenteil: Die verneinende Haltung gegenüber der eigenen Gefühlswelt verhindert das bewußte Erkennen, die Auseinandersetzung mit Ursache und Wirkung. Das macht starr und bewegungsunfähig - löst nicht die Konflikte.

Ein komplexes und dichtes Beziehungsgeflecht bestimmt auch unser Berufsleben. Gefühllose Sachlichkeit, Kennzeichen der

künstlichen Intelligenz von Robotern und Maschinen, ist keine menschliche Qualität, sondern ein Defizit. Offen Verletzlichkeit zu zeigen macht nicht schwach. Intuitive Fähigkeiten wie gefühlsmäßiges, instinktives Erfassen und Begreifen von Situationen und Menschen, von Aktionen und Reaktionen, das Gespür für Stimmungen, Kreativität und Phantasie leben nicht in einem emotionslosen Vakuum.

In ihrem Buch „Die Wolfsfrau“³⁶ erzählt Clarissa Estés als Parabel die Geschichte eines Mannes, der beim Schneider seinen neuen Anzug probierte. Vor dem Spiegel stehend fiel ihm auf, daß der Saum der Weste an einer Seite schief war und das Revers der Jacke sich hochrollte, statt flach zu liegen. „Oh“, sagte der Schneider, „das soll uns gar nicht weiter kümmern. Ziehen Sie das kürzere Ende der Weste einfach mit der linken Hand nach unten. So, und nun neigen Sie den Kopf leicht zur Seite und drücken den Kragen mit dem Kinn nach unten. Dann sieht niemand den Unterschied“. Der Kunde tat, wie ihm geheißen, merkte dann aber, daß der Schritt der Hose ein bißchen knapp und der Hosenbund zu hoch geschnitten war. „Ach, das macht doch nichts“, meinte der Schneider. „Sie ziehen den Schritt einfach mit der rechten Hand ein wenig nach unten, und alles ist in bester Ordnung“. Der Mann kaufte den Anzug und humpelte durch den Stadtpark nach Hause: Kinn schräg auf dem Revers, die linke Hand an der Weste zerrend, die rechte am Schritt der Hose. Bei seinem Anblick hielten zwei alte Männer in ihrer Unterhaltung inne und schauten zu, wie merkwürdig er sich fortbewegte. „Schau dir den armen Krüppel an“, murmelte der eine. „Ja“, sagte der andere, „bedauernswert, daß ein Mensch so verwachsen ist. Ich frage mich nur, wo er den schicken Anzug her hat.“

Ergeht es uns Frauen nicht wie dem Mann mit dem Anzug, wenn wir uns in männliche Normen hineinzwängen? Auch wenn wir uns noch so bemühen: Unserer weiblichen Sichtweisen und Fähigkeiten beraubt, halten wir dem männlichen Vergleich nicht stand. Es sind nicht die Frauen, die versagen, sondern das ausschließende maskuline Prinzip.

Intuition contra Ratio

Als die Welt noch nicht in ein geistes- und ein naturwissenschaftliches Lager gespalten war, galt die Ratio als ein göttliches Attribut. Wissenschaft war, tief verwurzelt in der Spiritualität ihrer jeweiligen Zeit, ganzheitlich. Die wachsende Arbeit mit dem Verstand eröffnete allmählich neue, bisher nicht gedachte Horizonte. Höhere Ordnungen wurden sichtbar, berechenbar, begreifbar durch „Vernunft“. Alles schien möglich, alles mit dem Verstand erklärbar. Der Mensch war wissend geworden - aber nicht weise. Die euphorische Suche nach „objektiver“ Wahrheit verbannte Spiritualität und Intuition als affektiv in den Bereich der „Unvernunft“. Totalitärer Rationalismus hielt seinen Siegeszug und gipfelte in dem Irrglauben, mit der Ratio ließen sich alle Geheimnisse des Lebens endgültig enträtseln. Die Vorstellung, „der Verstand allein bestimme den Sinn des Daseins - nicht mehr eine höhere geistige Macht“, postuliert den Anspruch auf die ausschließliche Herrschaft männlicher Weltbilder und ihrer Werte. Intuitives Wissen - ein „inneres“ Verstehen der Zusammenhänge des Lebens - wurde als unnützlich, minderwertig, schädlich proklamiert, als unheilbringend verteufelt, und Frauen, als Verkörperung dieses Attributs, gleich mit auf den Scheiterhaufen gestellt. Die über Jahrhunderte Schritt für Schritt demontierte Gleichwertigkeit von Weiblichkeit verlor mit der Diktatur des Verstandesglaubens³⁷ ihre scheinbar letzte Existenzberechtigung.

Wir sprechen vom ökologischen Gleichgewicht unserer Umwelt, als stünden wir außerhalb dieser Systeme und seien nicht ein Teil davon. Nicht die Natur geriet aus dem Gleichgewicht, sondern wir selbst. Durch den „Verlust“ von Weiblichkeit haben wir unsere Ganzheitlichkeit verloren. Innere „männliche“ und „weibliche“ Eigenschaften sind nicht zwangsläufig geschlechtsspezifisch, auch wenn wir gewohnt sind, in diesem Schema zu denken. Analytisches Denken ist kein Privileg der Männer und intuitives Verstehen nicht für Frauen reserviert. Im Sinne von ganzheitlich tragen wir die Attribute und Fähigkeiten beider Aspekte in uns. Weiblichkeit läßt sich nicht bestimmen, ohne „Männlichkeit“ festzulegen und

ist mehr als die Summe von Eigenschaften. Wir können zwar Merkmale zuordnen, damit aber nicht erklären, was „Weiblichkeit“ oder „Männlichkeit“ ist, genauso wenig wie sich die komplexe Vielfältigkeit von „Mensch sein“ danach einteilen läßt. Weiblichkeit steht auch für die Fähigkeiten eines „intelligenten“ Bauches: Wer seine eigene Mitte findet und die innere Stimme versteht, kann im Einklang mit dem „Selbst“ handeln.

Neue, positive innere und äußere Bilder, in denen Weiblichkeit in all ihren individuell unterschiedlichen Formen und mit den ihr eigenen Sichtweisen gleichwertig selbstverständlicher Bestandteil des Bestehenden ist, sind notwendig. Kein weibliches Pendant zum männlichen Weltbild als geschlossene Frauengesellschaft - OFF LIMITS für Männer. Denn das schließt Ganzheitlichkeit aus. Neuorientierung setzt voraus, sich für eine Zeit im Nichts zu bewegen. Die Auseinandersetzung beginnt mit den eigenen inneren Blickwinkeln. Aufgezwungene, fremdbestimmte und einseitige Verhaltensmuster zu entlarven und loszulassen, ist mühsam. Männer werden uns diese Arbeit nicht abnehmen - warum auch? Gefangen in ihren eigenen männlichen Strukturen, Systemen, Denkmustern und Verhaltensweisen, haben sie sich häuslich eingerichtet. Und wer kann überzeugender die Stärken der weiblichen Aspekte vertreten, als die Frauen selbst?! Vorausgesetzt, wir tapen nicht immer in die gleiche Falle, die gleichwertig mit Gleichsein verwechselt und uns dazu verführt, die eigene vielgesichtige Weiblichkeit zu verleugnen, indem wir uns bereitwillig in den Anzug pressen, der uns nicht paßt. Alles nur für ein paar Brocken „äußerer Anerkennung“ in einer männlichen Wirklichkeit. Frauen tragen mehrheitlich die bestehenden männlichen Strukturen und Systeme mit oder verharren darin schweigend. Erst wenn wir diese Haltung aufgeben, verlieren männliche Weltbilder ihre ausschließliche Gültigkeit. Männer sehen darin einen Verlust. Dabei können sie nur gewinnen: ein erweitertes ganzheitliches Weltbild, dessen Vielfalt den Raum schafft, die eigenen innewohnenden weiblichen Aspekte zu leben.

Jutta Wilke



Zukunftsvision?!

Kommen Frauen nur „nackt“ ins Museum?

Nur „nackt“ kommen Frauen ins Museum, behaupten die Gorilla-Girls, Kämpferinnen für Geschlechterparität in den Museen der Vereinigten Staaten. Mit Gorillamasken ausgestattet, verteilen sie Flugblätter in den New Yorker Museentempeln. Nackt oder nicht - als Künstlerinnen kommen Frauen immer noch nicht in die Kunstsammlung Nordrhein-Westfalens in Düsseldorf. Der Bestand verzeichnet drei Werke von Künstlerinnen.

Aber auch die Gorilla-Girls sind nicht mehr auf dem neuesten Stand: Weibliche Akte spielen in der Kunstproduktion keine Rolle mehr. Frauen sind nicht mehr die sichtbaren Musen oder Objekte der männlichen Begierde - zumindest nicht in der Kunst.

Der Jahresbericht 1993/94 der Kunstsammlung Nordrhein-Westfalens verrät, wo die Frauen geblieben sind: Sie prägen das museumspädagogische Programm in einem Museum, das fast ausschließlich Kunst zeigt, die Männer gemacht haben. Sie dürfen Kunst vermitteln, aber nicht produzieren. Die Defizite sind offensichtlich, nicht nur in dieser Kunstsammlung. Dieses Ergebnis erbrachte eine Studie, die 1994 Mitarbeiterinnen des Frauenmuseums Bonn im Auftrag des Kultusministeriums Nordrhein-Westfalens erstellten. Die Studie erfaßt nur die Kunst nach 1945 und läßt unter anderem den Schluß zu: Das Engagement für die weibliche Kunst ist noch wesentlich geringer, als die Statistik besagt. Klar offenbart sich die Ablehnung im Verhältnis von Werken, die ausgestellt werden, zum Depotbestand. Selbst wichtige Werke von wegweisenden Künstlerinnen werden nie oder selten gezeigt.

Recherchen für die Ausstellung „Das Verborgene Museum“, die 1988 in Berlin gezeigt wurde, ergaben, daß Werke von Künstlerin-

nen, auch wenn sie eine Weile Beachtung fanden, sehr schnell wieder entfernt wurden. Mittelmäßige Leistungen von männlichen Künstlern dagegen genießen immer noch Vorrang vor den Werken einer anerkannt wichtigen Künstlerin.

Trotzdem befinden sich in den Sammlungen der nordrhein-westfälischen Museen eine große Zahl beachtlicher Werke von Künstlerinnen, Schätze von hohem Rang und großem Wert. Nebeneinander gestellt, in Beziehung von Zeit, Raum und Gesellschaft gesetzt, fügt sich ein in dieser Form noch nicht gesehenes Gesamtbild zusammen. Wenn es etwas gibt, das als für weibliche Kunst signifikant gelten darf, dann könnte es die Lust am Durchbrechen der bekannten Denkmuster, Kästchen und der vorgefaßten Meinungen sein. In einer Ausstellung des Frauenmuseums zum 50. Jubiläum des Landes Nordrhein-Westfalen mit 50 Künstlerinnen wurden die 50er Jahre mit den Bildhauerinnen Marga Moll und Germaine Richter gegenwärtig. Urbane Strukturen deckte Maria Helena Vieira da Silva auf, für die konkrete Kunst stand Aurelie Nemours. Die 60er und 70er Jahre prägten sehr stark Gerlinde Beck, Eva Hesse, Helen Frankenthaler, Lee Bontecou und Louise Nevelson. Zur Epoche der feministischen Kunst leiteten Niki de Saint Phalle, Ursula Schultz-Bluhm und Meret Oppenheim über. Eine großformatige Fotoarbeit von Katharina Sieverding, Videoarbeiten von Ulrike Rosenbach und anderen Multi-Media-Frauen, Werke von Rosemarie Trockel und magische Objekte von Rebecca Horn bildeten den Kern der Ausstellung. Sie verkörpern auch den Beuysschen erweiterten Kunstbegriff, den man getrost als einen frauentypischen Anspruch bezeichnen kann: das Prinzip des Lebendigen und Prozessualen, das Phänomen der Wiederkehr im zyklischen Entstehen und Vergehen. Sigrid Sigurdssons Werk aus Hagen brachte schließlich die Themen Kunst und Geschichte zusammen: Es ist ein Museum im Museum. Sie sieht die Aufgabe ihrer Kunst in der Teilhabe des Publikums an ihrem Werk. Nicht nur die letztgenannte Künstlerin demonstriert eine fast typisch weibliche Haltung - sich der gängigen Klassifizierung und Einordnung in die Ismen der Kunst zu verweigern.

So entstand mit dieser Ausstellung auch ein Bild von fünf Jahrzehnten Ankaufspolitik und Sammeltätigkeit verschiedener Museumsleiter, in den seltensten Fällen Museumsleiterinnen. Nicht wenigen aktiven Museumskollegen ist die Auswahl ihrer Vorgänger oft nicht plausibel. Defizite, die im Laufe der Jahrzehnte entstanden sind, werden mit geringen Ankaufsetats begründet. Positiv zu bewerten ist immerhin ein inzwischen erreichter Konsens, daß es Defizite überhaupt gibt. Eine einmalige Ausstellung wird diese nicht ausgleichen können. Doch macht sie bewußt, welche weiblichen Potentiale im Dunkel der Depots ruhen. Obwohl es keineswegs die Absicht der Museen war, den Werken der Künstlerinnen eine Sonderrolle zukommen zu lassen, legte die Ausstellung aus den Sammlungen der Museen in Nordrhein-Westfalen schlußendlich doch einen Gedanken nahe: Künstlerinnen haben ihre ganz eigene Kunstgeschichte geschrieben. Diese gilt es aufzuarbeiten und ihre Werke zu sammeln.

Marianne Pitzen



Off Limits für Männer

FrauenKunstBlicke

„Bei der Beurteilung eines Werkes spielt das Geschlecht keine Rolle. Einzig entscheidendes Kriterium ist die Qualität!“³⁸ Wie schön wäre es, wenn diese weitverbreitete Meinung tatsächlich die Realität träfe. Jede und jeder spricht sich damit selbst von Vorurteilen frei.

Die wissenschaftlichen Untersuchungen der vergangenen Jahre belegen leider, daß das Geschlecht der Kunstschaffenden eine weitaus größere Rolle spielt, als bisher angenommen. Die Situation von Frauen in Kunst und Kultur ist dadurch gekennzeichnet, daß ihre Gleichbehandlung mit männlichen Kollegen rechtlich abgesichert ist - diese Gleichberechtigung sich aber nicht im Bewußtsein der Gesellschaft verankert hat. Eine Vielzahl von Untersuchungen zur Lebens- und Arbeitssituation und zu den Wirkungsmöglichkeiten von Künstlerinnen beweist die Unterrepräsentanz von Frauen in der Kunstszene. Die Autoren und Autorinnen kommen alle zu dem gleichen Ergebnis: Die Beurteilung eines Werkes ist nicht unabhängig von dem Geschlecht des Urhebers oder der Urheberin.

All denjenigen, die sich speziell für Künstlerinnen interessieren, fällt auf, wie erschreckend wenig Arbeiten von Frauen in den Schauräumen der Museen ausgestellt sind.³⁹ Die 1994 amtierende Frauen-Ministerin Angela Merkel bestätigte in ihrer Rede im FrauenMuseum die ernüchternden Zahlenverhältnisse. Von Einzelausstellungen in bundesdeutschen Museen und Kunstvereinen sind bislang nur knapp 15 Prozent den Arbeiten von Frauen gewidmet. Bedeutende Ausstellungen wie die „Documenta '92“ präsentieren die Werke von 28 Frauen neben 162 Männern; bei der Avantgarde-Ausstellung 1993 war keine einzige Frau vertreten.⁴⁰

Die Kunstgeschichte verzeichnet zwar keine Künstlerin, die den großen internationalen Künstlerpersönlichkeiten wie van Gogh, Picasso oder Dali als ebenbürtig eingestuft wird. Das liegt aber weder an der biologischen Beschaffenheit der Frau, noch ist es ein Beweis mangelnden Talents - wie die Kunstgeschichtsschreibung unterstellt. Verantwortlich für diese Sichtweise sind die von Männern geschaffenen und von ihnen beherrschten Institutionen und Symbolsprachen. Sie unterliegen zwar historischem Wandel, tragen aber stets den Stempel männlicher Interessen. Den Diskurs zur patriarchalen Definitionsmacht von Qualität führte als erste die Kunsthistorikerin Linda Nochlin 1971.⁴¹ Diesen grundlegenden Thesen schließen sich auch die Forscherinnen der Projektgruppe „Das verborgene Museum“ an, die die Ankaufs- und Sammelpolitik der Berliner Museen analysierten. Ihre Motivation war, weibliche Kunsttradition sichtbar zu machen. Der Mangel an weiblichen Vorbildern war für sie selbst jahrelang erfahrbar und irritierte sie in ihrer eigenen Kreativität. Zu den Hintergründen befragt, formulieren sie in ihrem Vorwort: „Kunstgeschichte ist auch immer Idiologie-Geschichte. Die Kunstgeschichtsschreibung hat Frauen seit jeher ausgegrenzt. Dies manifestiert sich auch in den Sammlungen der Museen und öffentlichen Galerien. Sammlungstätigkeit ist Strukturierung und Definition des kulturellen Erbes“.⁴²

Auch die Beurteilung zeitgenössischer und junger Kunst spiegelt die aufgezeigten Strukturen wider. Margarete Jochimsen formulierte drei Kernthesen, die für die negative Bewertung der Werke von Künstlerinnen verantwortlich sind: „Ein über Jahrhunderte gesellschaftlich verinnerlichtes Vorurteil gegenüber den geistgeschöpferischen Fähigkeiten der Frau, das Unverständnis der ‚Fachwelt‘ für eine spezifische weibliche Sicht der Welt und ein ausgeprägter Hang männlicher Kunstexperten, unter sich zu bleiben - als dicht geknüpftes Netz männlicher Solidarität.“⁴³ Um diesen Kreis zu durchbrechen, muß nach den versteckt wirkenden Mechanismen gefragt werden. Aber wer fragt danach? Diejenigen, die in diesem Kreislauf eingebunden sind und von den traditionellen Mechanismen profitieren, kritisieren diese sicher nicht. Ihr Interesse gilt dem Erhalt des bestehenden „closed circle“ und

nicht dessen Öffnung. Sonst würden sie riskieren, die eigene Machtposition zu verlieren.

Betrachtet man das öffentliche Image eines Museums oder einer Ausstellung, tritt die Geringschätzung der Künstlerinnen noch deutlicher hervor: je größer das Ansehen in der Kunstwelt, um so weniger Künstlerinnen sind darin zu finden. Die Künstlerin Gisela Breitling führt diese Zustände auf Unwissen und Gleichgültigkeit der Funktionsträger zurück. „ (...) Hinter dieser Strategie eine gezielte Frauendiskriminierung zu vermuten, hieße den Kulturapparat zu überschätzen. Gleichgültigkeit und Ignoranz sind die hauptsächlichen Ursachen dieser seit eh und je gleichbleibenden Wirkung.“⁴⁴

Diejenigen, die über die Qualität von Kunst urteilen und bestimmen, welche Werke der Öffentlichkeit gezeigt werden, haben die Macht, vieles zu übersehen, können wegschauen und ignorieren. Zu viele wichtige Werke von Künstlerinnen stehen sicher verpackt in den Depots oder liegen unter feinstem Japanpapier in den Schubladen der Museen - werden dort mit großer Sorgfalt vor den Blicken der Öffentlichkeit „geschont“. Dieses Schicksal kann auch Arbeiten treffen, die jünger als zehn Jahre sind. Ist das im Sinne der Erfinderin?

Ulrike Mond

chen Situationen gewachsen. Nichts gegen emanzipierte Männer, doch dazu gehört mehr, als einer Frau beim Zahlen den Vortritt zu lassen.

Catrin Bossert

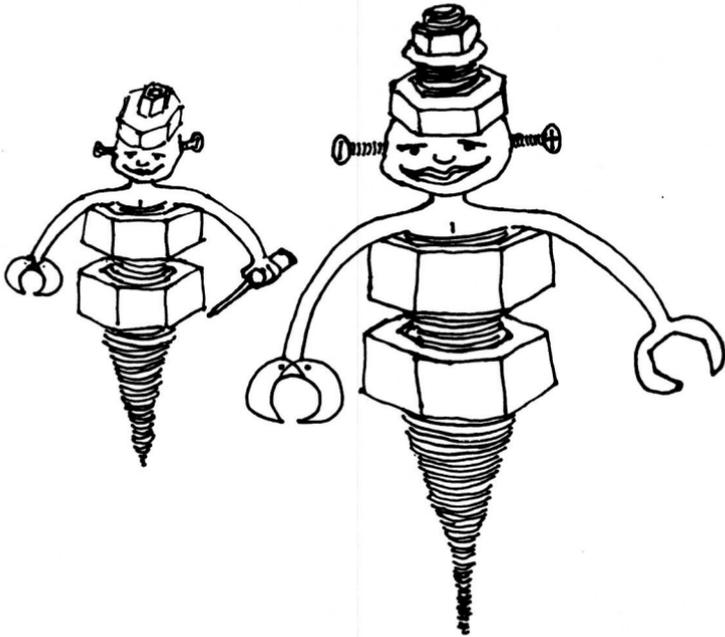
„Gefühllose“ Wissenschaft: Technologie im Patriarchat

Der Zusammenhang zwischen „Frauen“ und „Technik“ wird üblicherweise als Mangel definiert: Zu wenige Frauen interessieren sich für Technik; nur fünf Prozent der Ingenieure aller Fachrichtungen sind weiblich; wir brauchen mehr Frauen in der Technik. Doch die Kehrseite des technischen Fortschritts zeigt ein anderes Bild: Wenn es um Entwicklung sozial- und umweltverträglicher Technik geht, wenn Widerstand geleistet wird gegen zerstörerische, hochriskante Technik, sind Frauen überdurchschnittlich häufig dabei!

Denn Technik hat sehr viel mit alltäglichen menschlichen Grundbedürfnissen zu tun, mit dem, was Frauen in der Geschichte immer getan haben: Der Schaffung und Erhaltung des unmittelbaren Lebens für die gesamte Gemeinschaft. Alle lebensnotwendigen Tätigkeiten wurden ursprünglich vorwiegend von Frauen ausgeübt: Nahrungsmittel beschaffen, Kleidung herstellen, sich ein Dach über dem Kopf bauen, das Herdfeuer in Gang halten, die notwendigen Güter transportieren, Unbekanntes erforschen, mit nah und fern kommunizieren.

Frauen sind dort zu finden, wo Menschen eine Technik jenseits des militärischen und zivilen Wettrüstens entwickeln. Sie sind und waren maßgeblich beteiligt an der Kritik der atomaren Bewaffnung und Atomenergie, bestimmter Formen der Informations- und Kommunikationstechniken und sind führend bei der Kritik von Gen- und Reproduktionstechniken.

In Theorie und Praxis, in der Politik, in BürgerInneninitiativen und Frauengruppen, in der etablierten sowie in der alternativen Wissenschaft erarbeiten Frauen sozial- und umweltverträgliche Technik. Einige naturwissenschaftlich-technisch ausgebildete Frauen



Vorsicht! „Schreckschrauben“

haben sich bundesweit auf Gebieten wie der benutzerInnen-freundlichen Software-Entwicklung, biologischen Abwasserreinigung für Kommunen und Industrie, dezentralen Entsorgung, rationalen Energienutzung und Techniken zum Einsatz erneuerbarer Energiequellen, Weiterentwicklung lokaler Klimaschutz-Strategien und frauengerechter Verkehrsplanung sowie des ökologischen Landbaus einen Namen gemacht.

Nicht zu vergessen die ökologisch verträgliche Subsistenzwirtschaft der Frauen in vielen Ländern der „Dritten Welt“. Lohnarbeit und tägliche, lebenserhaltende Arbeit zusammengenommen, leisten Frauen weltweit zwei Drittel aller notwendigen Arbeit!

Die wichtigsten Erfindungen und Entdeckungen der frühen Menschheit, die wir als kulturellen und technischen Fortschritt bezeichnen, waren das Werk von Frauen: Gartenbau, Töpferei und Textilherstellung. Das alles gab es bereits, als sich in der Jungsteinzeit erstmals eine Gesellschaftsform entwickelte, in der Männer Macht über Frauen und Kinder ausübten, das Patriarchat. Industrielle Techniken, wie der mechanische Webstuhl, bauen auf der von Frauen Jahrtausende früher erfundenen - und jahrtausendlang betriebenen - Technik der Textilherstellung auf.

Heute bezeichnen wir spontan das als Technik, was Männer machen. Dies ist zum einen jene Technik, die wie die Textiltechnik der weiblichen Tradition entspricht und im 19. Jahrhundert unter Ausschluß der Frauen von Männern übernommen und weiterentwickelt wurde. Zum anderen ist es Technik, die in der männlichen Tradition steht, basierend auf Spiel, Jagd, Verteidigung, Rohstoffausbeutung und Krieg.

Technik - lebensfern und künstlich

Francis Bacon (1561 - 1626), der gefeierte „Vater der modernen Naturwissenschaft“ und Hexeninquisitor, beschreibt das nun anbrechende Zeitalter der Herrschaft des Menschen über die Natur

in aggressiven sexuellen Metaphern. Die als weiblich gedachte Natur soll, analog zur Folterung der Hexen, im Experiment ihre Geheimnisse preisgeben. Die Wissenschaft hingegen wird als männlich gedacht.

Oder wie Joseph Glanvill, einer der Gründer der *Royal Society* der Wissenschaften in England 1660, es ausdrückt: Beziehe der Forscher, wie vormals die Alchimisten, erotische und spirituelle Komponenten in den Forschungsprozeß ein, so blieben seine Erkenntnisse untergraben von „*der Frau in uns*“, die uns zum „*obskuren Wissen*“ verführe. Die Wahrheit habe keine Chance, wenn „*die Affektionen die Hosen anhaben und das Weibliche regiert*“.

Die Ablehnung des Weiblichen als Subjekt charakterisiert seither die wissenschaftlichen Unternehmungen. Die Teilnahme an den nun entstehenden Forschungs- und Ausbildungsstätten sowie wissenschaftlichen Vereinigungen ist Frauen nicht erlaubt. Im 18. Jahrhundert bildet sich in der bürgerlichen Gesellschaft der Begriff der „Geschlechtscharaktere“ heraus. Frauen und Männern werden jetzt nicht mehr nur unterschiedliche Aufgabenbereiche zugewiesen, sondern sie werden bis tief hinein in psychische, charakterliche und gefühlsmäßige „Wesensmerkmale“ als unterschiedlich definiert. Geschätzt und verlangt werden nun von Frauen Eigenschaften, wie soziale Anteilnahme, Sanftheit und die Bereitschaft zur Unterordnung. Die ebenso einseitig gefaßten männlichen „Wesensmerkmale“ umfassen instrumentelles Verhalten, Fähigkeit zu autonomem Denken und Aktivität. Entsprechend ist eine mitfühlende Haltung für Männer im Berufsleben nicht zugelassen und soll auch keinesfalls in ihr Werk eingehen.

Der physische und geistige Aktionsradius von Frauen wird einschneidend verengt. Sie werden daran gehindert, öffentliche Verantwortung zu übernehmen; der ihnen zugewiesene Platz ist die häusliche Privatheit. Es darf jedoch nicht vergessen werden, daß es zu allen Zeiten Ausnahmen gegeben hat. Gegen vielfältige Widerstände verschafften sich immer wieder einzelne Frauen naturwissenschaftliche und technische Kenntnisse, betrieben For-

schung, unternahmen Forschungsreisen, verbreiteten naturwissenschaftliches Wissen und beteiligten sich an Fachdiskussionen.

Ihre Wiederentdeckung und wissenschaftliche Aufbereitung ist noch längst nicht abgeschlossen. Noch um die Jahrhundertwende stritten männliche Wissenschaftler die Befähigung der Frauen zum akademischen Studium schlichtweg ab. Die *venia legendi* konnten Frauen in Preußen erstmals 1920 erlangen. Der Zugang zu den Universitäten war hart erkämpft worden.

Jahrhunderte des Ausschlusses von Frauen, ja die ausdrückliche Postulierung einer „männlichen“ Wissenschaft als Kontrast zur „weiblichen“ Gefühlswelt, sind nicht ohne Folgen für ihre Gegenstände, Methoden, Arbeitsorganisation und schließlich Nachwuchsförderung geblieben. Dadurch wurde es möglich, das Gesicht der Erde mit Naturzerstörung und Ressourcenverschwendung in nie zuvor gekannter Eingriffstiefe zu verwandeln. Es gleicht heute einer waffenstarrenden Müllhalde, lebensfeindlich und kurz vor dem ökologischen Kollaps.

Als besonders folgenschwer erleben wir heute den Ausschluss von Frauen in den modernen Naturwissenschaften und den auf ihnen basierenden Ingenieurwissenschaften. In der Technikfolgenabschätzung hat sich gezeigt, daß dieselben „blinden Flecken“ reproduziert werden wie in der herrschenden Technikentwicklung, wenn Frauen nicht beteiligt sind. Der verengte Blickwinkel von Männern blendete das Thema „Abfall“ so lange aus, bis dieser nicht mehr zu übersehen war. In dieser Gesellschaft räumen Frauen hinter Männern her, im kleinen wie im großen. Staatlich subventioniert durch die Hausfrauenehe ist es Männern möglich, ihre soziale Verantwortung und - insbesondere bei Naturwissenschaftlern und Ingenieuren - ihre Emotionalität an Frauen zu delegieren.

Diese Abspaltungen sind nicht länger tragbar! Ohne Einfühlsamkeit und die Kopplung technischen Sachverstands mit sozialer Verantwortung ist der dringend notwendige Paradigmenwechsel in Forschung und Technologie nicht denkbar. Wer eine andere Tech-

nik will, muß sich daher für die Teilnahme von Frauen einsetzen. Naturwissenschaftlich und technisch tätige Männer müssen dringend die abgespaltenen emotionalen Anteile in sich selbst zulassen und weiterentwickeln.

Forschung für Leben und Gesellschaft

Überwunden ist der Ausschluß von Frauen in der Wissenschaft beileibe nicht: Fünf Prozent Professorinnen bei 40 Prozent Studentinnen sprechen eine deutliche Sprache.⁴⁵ Wissenschaftlerinnen werden nachweislich von ihren Kollegen seltener zitiert, bei Bewerbungen werden Bewerbungen von Frauen übergangen.

Als extreme Minderheit haben Frauen kaum eine Chance, das Gesicht der Wissenschaft zu verändern und so zu gestalten, daß sich mehr Frauen angezogen fühlen. Dies gilt insbesondere in den Ingenieurwissenschaften (0,9 Prozent Professorinnen, zwölf Prozent Studentinnen). Viele Frauen interessieren sich deshalb nicht für Naturwissenschaft und Technik, weil diese Fächer lebensfern in künstlichen Zweitwelten ablaufen.

Aber Forschungs- und Technologiepolitik beeinflußt unser aller Leben. Deshalb muß sie unter besonderer Einbeziehung von Frauen radikal demokratisiert werden! Der Erfahrungshintergrund der PlanerInnen, EntscheidungsträgerInnen und ForscherInnen - und dazu zählt entgegen männlichen Versicherungen auch das tägliche Leben - beeinflußt Fragestellungen und Lösungsfindung. Um zu neuen Problemlösungen zu kommen, sind neue Forschungsziele und neue Vorgehensweisen in nicht-traditionellen Forschungszusammenhängen erforderlich.

Denn Technikentwicklung und Forschung, bislang fast ausschließlich männliche Unternehmungen, führen ohne die Einbeziehung weiblicher Lebenserfahrungen und Interessen zu den immer selben „blinden Flecken“. Bei dieser eingeschränkten Sichtweise wird, trotz Bemühens um Objektivität, selten berücksichtigt, daß

Frauen (aber auch ältere Menschen oder Kinder) anders von Entwicklungen betroffen sein können, als gesunde, erwachsene Männer. Die Beispiele in der Architektur, der Stadt- und Verkehrsplanung oder der Medizin sind vielfältig: Für welchen jungen Mann stellt eine Unterführung oder die Verlegung der Straßenbahn in den Untergrund ein Sicherheits-Problem dar? Sicher hält er auch die Messung der Autoabgase in etwa 80 Zentimeter Höhe über dem Erdboden für irrelevant - der „Normalmensch“ ist schließlich 1,79 Meter groß.

Die „Frauen in Naturwissenschaft und Technik“, Berlin, formulierten in ihrem Memorandum zum Bundesbericht Forschung 1993 Vorschläge und Forderungen, die eine am Leben orientierte und in der Gesellschaft verankerte Forschung realisieren. Sie zeigen Möglichkeiten auf, um Frauenforschung in die Natur- und Ingenieurwissenschaften zu integrieren und mit aktiven Maßnahmen dem gleichbleibend niedrigen beziehungsweise sinkenden Frauenanteil in diesen Bereichen entgegenzuwirken.

Die kritischen und feministischen Ansätze fordern Forschungsziele, die sich am gesamtgesellschaftlichen Nutzen orientieren, und/oder aus konkreten Problemen am Arbeitsplatz, in Wohn- und anderen Lebensbereichen erwachsen. Denn gesamtgesellschaftlicher Nutzen und betriebswirtschaftliche Rentabilität schließen sich nicht aus. Für Risikotechnologien und Forschung, über die kein gesellschaftlicher Konsens herstellbar ist, dürfen keine staatlichen Mittel mehr zur Verfügung gestellt werden.

Forschung darf auch nicht bei der Analyse von Umweltfolgen oder dem nachsorgenden Umweltmanagement stehenbleiben. Vielmehr muß hier auf die erforderlichen Neu- und Umstrukturierungen ökonomischer, sozialer und technischer Art ein wesentliches Gewicht gelegt werden, insbesondere bei globaler Bedrohung wie der des Weltklimas.

Ökologische und soziale Kriterien sind für jedes Forschungsprojekt unverzichtbar. Dies erfordert einerseits die interdisziplinäre Zusam-

menarbeit von Forscherinnen, andererseits die Einbeziehung der später Betroffenen. BürgerInnen und deren Verbände als Betroffene oder NutzerInnen von Technik und ihrer Auswirkungen müssen deshalb beteiligt werden. Über Quotierungen sind insbesondere Frauen zu berücksichtigen, die vielfach durch ihre Lebensumstände anders berührt sind als Männer.

Damit darf sich die Zusammensetzung der Entscheidungsgremien nicht länger auf die industriellen und universitären Nutznießer der Förderung - meist Männer - beschränken. Expertinnen müssen in die Entscheidungsfindung einbezogen werden. Denn ohne die Beteiligung von Frauen bleiben erfahrungsgemäß wichtige Aspekte unberücksichtigt. Forschungsaufträge sollten somit nur an Teams vergeben werden, denen Forscherinnen angehören.

Ein grundlegend neues Konzept der Forschungsförderung setzt voraus, daß Technologiefolgenabschätzung und -bewertung vorgeschaltet und integriert werden. So werden eine bessere Koordination und die rechtzeitige Einbeziehung möglichst vieler relevanter Einflußfaktoren erreicht. Die beteiligten Forscherinnen selbst müssen ihre Kompetenzen auf dem Gebiet der Technikbewertung erhöhen.

Erst wenn sich das Umfeld von Technik und Naturwissenschaft ändert, werden sich wieder mehr Frauen - und auch Männer - diesen Bereichen zuwenden; Menschen mit Kreativität, problemorientiertem statt fachorientiertem Denken, Konfliktfähigkeit und der Fähigkeit zur Zusammenarbeit in einem interdisziplinären Team. Mit Kompetenz also, die für die zukunftsfähige Entwicklung auch am Standort Deutschland unabdingbar ist.

NUT - Frauen in Naturwissenschaft und Technik e.V.

„Spieglein, Spieglein an der Wand

Frauenbild und Frauenzeitschriften

Sind Frauenzeitschriften frauenfreundlich oder das Abziehbild einer hausgemachten Wirklichkeit der unterschiedlichen Blätter, die sich in diesem Segment tummeln? Sicher ist, jede Zeitschrift vermittelt die ihrem Konzept und ihrer Zielgruppe gemäße Wirklichkeit, wobei diese Wirklichkeit nicht unbedingt mit der Realität übereinstimmen muß, sondern diese als Ideal überspitzt präsentiert.

Wenn in Zeitschriften bestimmte Themen gewählt, diese auf bestimmte Art verarbeitet und gestaltet sowie entsprechende Argumentationen eingesetzt werden, dann entsteht eine Welt. Der Mensch begreift sie als realistisch, unrealistisch, idealisiert, er setzt sich selbst dazu in Bezug. Damit verschafft sich diese Welt einen Platz in der Anschauung jedes einzelnen und bestimmt diese mit. Häufig wird dies als Medienmacht bezeichnet, die zur „Meinungsmache“ benutzt oder mißbraucht wird. Tatsache ist: Medien sind ein mitbestimmender Faktor in der Wahrnehmungswelt des Menschen im 20. Jahrhundert. Frauen wie Männer werden von dem, was und der Art, wie berichtet wird, in ihrem Denken beeinflusst.

Eine spezifische, weil geschlechtsbezogene Welt wird in Zeitschriften geschaffen, die sich speziell an Frauen wenden. Was sind eigentlich Frauenzeitschriften? Mehrere Antworten sind denkbar und sprachlich gesehen richtig: Zeitschriften für Frauen; Zeitschriften von Frauen herausgegeben, geschrieben, produziert, verbreitet; Zeitschriften über Frauen. Die Entscheidung darüber, was Frauenzeitschriften sind, die Bestimmung ihres Wesens also, fällt schwer. Alle Redaktionen treten wohl mit der Absicht an, Zeitschriften für Frauen aufzulegen. Viele Beiträge werden auch von Frauen geschrieben, die Zeitschriften von Frauen vertrieben oder

gestaltet, das Gros der Berichte dreht sich um Frauen. Allerdings: Während bei Übersetzungen vom Auftraggeber „Muttersprachler“ verlangt werden, scheint eine Frauenzeitschrift auch von einem Chefredakteur zu bewältigen zu sein. Ein Blick in das Impressum zahlreicher Zeitschriften beweist dies.

Inwieweit Frauenzeitschriften frauenfreundlich oder realistisch sind, kann die Frage nach dem vermittelten Frauenbild eher beleuchten. Das ist je nach Titel verschieden, denn unter dem Begriff verbergen sich sehr unterschiedliche Publikationen. Die wöchentlich erscheinenden Titel nehmen fast gleichauf mit den monatlich erscheinenden das größte Segment ein. Der Marktanteil ist auch deshalb nicht unbedeutend, weil auf eine gekaufte Ausgabe durchaus mehrere Leserinnen kommen. Eine Aussage über Männerzeitschriften zum Vergleich ist leider nicht möglich. Der Begriff Männertitel existiert nicht. Von männlichen Lesern häufig gekaufte Titel wie Motorzeitschriften oder Männer Vogue werden ihrem Inhalt gemäß in Motorsportpresse oder Lifestyle unterschieden. Die Frage liegt nahe, ob denn alles, was nicht Frauenzeitschrift heißt, eine Zeitschrift primär für Männer ist. Provokant formuliert: Der Großteil des Zeitschriftenmarktes wäre demnach eine Männerwelt - denn der ganze „Rest“ an Nicht-Frauenzeitschriften beläuft sich auf ein X-faches. Für Frauen wäre eine kleine, eingegrenzte „Enklave“ geschaffen.

Körperbetonung überwiegt

Soweit die Titel und eine „oberflächliche“ Betrachtung der einzelnen Magazine Rückschlüsse auf die inhaltliche Ausrichtung zulassen, handelt es sich um Zeitschriften, die im überwiegenden Teil des Heftes die Themen Mode, persönliche/frauenspezifische Erfahrungswelt, Gesellschaft abhandeln. Auffallend ist die Titulierung via Frauenname: „Allegra“, „Anna“, „Bella“, „Brigitte“, „Carina“, „Gala“, „Joy“, „Laura“, „Lisa“, „Marie Claire“, „Petra“, „Tina“, „Verena“. Sie positioniert die Zeitschriften - ebenso wie die explizite Bezeichnung („Freundin“, „Amica“) - als Person,

beste Freundin, personifizierte Ansprechpartnerin, Alter ego. Demzufolge müßte die Leserin in der Zeitschrift eine Art (Spiegel-)Bild der eigenen Neigungen, Interessen, Wünsche und Ansichten finden. Das skizzierte Frauenbild entspräche somit der Realität der Leserin.

Wobei zu berücksichtigen ist, daß die Zeitschriften differenzierte Zielgruppen ansprechen, was sich auf die Themen und ihre Umsetzung auswirkt. Herausragend ist die Betonung und Bedeutung der Körperlichkeit. Das Einhüllen, Verhüllen, Enthüllen („Mode“), das Pflegen („Kosmetik“, „Beauty“, „Schönheit“) und das Nähren („Kochen“) und Erhalten („Gesundheit“) des Körpers stehen definitiv im Mittelpunkt der dargestellten Welt. Sicherlich kann man das Sich-Kleiden, die Verschönerung des Körpers, die intensive Gesunderhaltung oder auch die Zubereitung von Speisen über das bloße Erhalten des „Unterbaus“ hinweg als Kunst und hochentwickelte Auffassung des Lebensstils begreifen, dennoch steht im Vordergrund die Körperbetonung. Zudem werden zunächst die Sinne angesprochen - als „Werkzeuge“ des Körpers.

Das alte Axiom von der Körperbezogenheit der Frau als derjenigen, die im Gegensatz zum Mann gebären und damit Leben schenken kann, findet hier im 20. Jahrhundert (!) immer noch seinen Wirkungskreis. Urtümliche Muster werden auf moderne Art reproduziert. Das Sich-Sorgen, Anteilnehmen, Empfinden wird in Rubriken, wie „Menschen & Schicksale“, „Lebenshilfe“ oder „Aktion“ thematisiert. Ein Schuß „Kultur“ rundet das Potpourri ab, gewürzt wird es durch etwas Klatsch und Tratsch über „Prominente“. Einzig die Rubrik „Job-Journal“ zeugt davon, daß in die weibliche Welt, wie sie die Journale zeichnen, partiell „Härte“ Einzug hält. Jedenfalls ist das Thema Job/Karriere das Zuwachsgebiet, was Heftseiten anbelangt. Wer die Zeitschriften aufschlägt, sieht - und das schon seit einigen Jahren -, daß die moderne Frau nicht nur schön ist. Sie ist auch erfolgreich. Jung ist sie ohnehin.

Im Gegensatz zu den Rubriken der marktgängigen Nachrichten- oder Wirtschaftsmagazine nimmt sich die typisch weibliche Welt -

denn sie wird ja in explizit auf Frauen ausgerichteten Zeitschriften entworfen - also nach wie vor „weich“, körper- und sinnbetont aus. Auch die Darstellung der Inhalte ist sinnbetont, zelebriert sich selbst, hat durchaus künstlerischen Wert. Großaufnahmen, Fotomontagen und aufwendige Studiodekorationen bringen die Leserin nicht nur näher ans Geschehen, sondern nehmen sie regelrecht in eine Erlebniswelt auf. Die Frau selbst steht im Mittelpunkt. Perfektion wird gezeigt, die Suche nach ihr ist häufig vermitteltes Ziel. Auch wenn die Leserin nicht als Abbild von Top-Models durch die Welt wandelt, der Weg dorthin ist allemal zu beschreiten. Body-Styling und Diäten tauchen immer wieder als Wunderwaffen auf.

Wird denn die Frau wie sie tatsächlich ist oder sein will, thematisiert? Oder handelt es sich eher um die „Platzanweisung für das Weibliche in einer symbolischen Ordnung“⁴⁶. Einer Ordnung, die die Leserinnen nicht nachvollziehen können, und der sie womöglich auch gar nicht folgen wollen?

Die Blattmacher würden dem wohl entgegenhalten, die Menschheit habe immer Ideale angestrebt, und das seien schließlich genau die Themen, die Frauen interessieren. Doch so sicher und problemlos ist der Markt nicht, als daß man sich nicht Gedanken über die Konzepte machen dürfte. Im Gegenteil: Der Markt der Frauenzeitschriften ist bewegt. Die Blattmacher können nicht mehr uneingeschränkt zufrieden sein. Profis forderten bereits Veränderungen: *„Wir brauchen zeitgemäße Zeitschriftenkonzepte und nicht neue Zeitschriften“*.⁴⁷

Frauenfreundlich jedenfalls sind Frauenzeitschriften nur, wenn sie den Leserinnen ein Bild vermitteln, das diesen akzeptabel erscheint. Wenn Themen aufgegriffen werden, die wirklich interessieren. Wenn sich die Gesellschaft und mit ihr die Frau verändert haben, müssen die Medien dem Tribut zollen. Nietzsche hat einmal formuliert, daß das *„Weib“*, wenn es *„männliche Tugenden“* haben, *„zum Davonlaufen“* sei, daß es aber selber davonlaufen werde, wenn es diese nicht habe. Heute müßte er feststellen, daß

das „Weib“ mit weiblichen und männlichen Tugenden ausgerüstet ist (wie - die Realität beweist es - jeder Mensch). Und wenn es auch nicht zum Davonlaufen ist, so läuft es doch denen davon, die das noch nicht begriffen haben.

Regina Reiter

Männern die „Intelligenz“ - Frauen die „Bescheidenheit“

„Frauen sind selbstverständlicher und selbstbewußter überall dabei, letztlich aber in der traditionellen Rolle. (...) Ihnen obliegt die unbezahlte und mühsamere Arbeit - Abfallbeseitigung und alternative Lebensbewältigung. Sie sind Gefahrenanzeigerinnen und schützen den Nachwuchs. Sie beschäftigen sich eher mit einzelnen Inhalten als mit großen Zusammenhängen und Machtpositionen. Dabei wird ihr Unterschied unsichtbarer und bewußtloser. So hat ihre Beteiligung insgesamt wenig verändert. Männer bleiben die Übersetzer ins Ganze und Strategische. Sie bestimmen weiter die Regeln und konstruieren die Kampagnen.“⁴⁸

Aber die Entwicklung unserer Zukunft und unser (Über-)Leben auf dem Planeten Erde können und wollen wir nicht den Männern überlassen!

Frauen aus aller Welt haben 1991 in Miami den „Weltfrauenkongreß für einen gesunden Planeten“ als Vorbereitungstreffen auf die 1992 in Rio de Janeiro einberufene UN-Konferenz für Umwelt und Entwicklung (UNCED) initiiert und durchgeführt. Denn in den Entwürfen zu den angestrebten Konventionen und auch zur Agenda 21 der UNCED, die Empfehlungen an alle Länder der Welt gibt, was umweltpolitisch auf dem Weg ins nächste Jahrtausend zu unternehmen ist, kamen Frauen und Frauenaspekte mit Ausnahme einer Passage über Armut nicht vor.

Diese Weltfrauenkonferenz war mit 1342 Teilnehmerinnen aus 83 Ländern das größte Vorbereitungstreffen im UNCED-Prozeß. Die Kongreßteilnehmerinnen kamen zusammen, um gemeinsame Forderungen zu formulieren und zu positionieren. Auf der Basis einer komplexen Analyse der Ursachen von Umweltzerstörung

verabschiedeten sie einen Frauen-Aktionsplan (Frauen-Agenda 21), dessen roter Faden der Ruf nach einer neuen Moral des Produzierens, des Handelns und des Konsums ist. Die Frauen-Agenda, die in 21 Problemfeldern Handlungsbedarf identifizierte, stellt politische Forderungen zu deren Veränderung und benennt einzelne Schritte auf dem Weg zu einem alternativen Entwicklungsmodell. Vertreterinnen von deutschen Frauen- und Umweltverbänden oder der autonomen Frauenbewegung spielten hier leider - wie im gesamten UNCED-Prozeß - keine nennenswerte Rolle.

Die Frauen-Agenda, in die die beteiligten Frauen sehr viel Arbeit investierten, war Grundlage der weiteren Beratungen, in denen darum gerungen wurde, daß Frauen in allen Kapiteln der Agenda 21 auftauchten. Die Einmischung der Frauen war insofern erfolgreich, als unter anderem im Kapitel 24 mit dem Titel „Globaler Aktionsplan für Frauen zur Erzielung einer nachhaltigen Entwicklung“ Frauen als eine der Major-Groups anerkannt wurden.⁴⁹ Als Ziele werden unter anderem die Beteiligung der Frauen an der Bewirtschaftung von Ökosystemen und am Umweltschutz sowie die Erhöhung des Frauenanteils bei politischen Entscheidungsträgern, Planern, Fachberatern und Managern in den Bereichen Umwelt und Entwicklung genannt. Bezeichnend bleibt an der Agenda 21, daß Frauen vorrangig als Opfer, fast immer im Zusammenhang mit (anderen) sogenannten „Randgruppen“ wie Kinder, Arme und Alte genannt werden.

Sind Frauen nicht zukunftsfähig?

Die Agenda 21 forderte die Kommunen aller Länder auf, gemeinsam mit ihren Bürgern und Bürgerinnen bis Ende 1996 einen Konsens für die Umsetzung der Richtlinien zu erzielen. Es geht um konkrete Handlungsmöglichkeiten. Was kann jede(r) Einzelne dazu beitragen, um die ökologische Situation vor Ort zu verbessern, wie muß sich unser Konsum- und Lebensstil ändern, damit auch den südlichen Ländern als primär Betroffenen unseres Über-

flusses ein Überleben gesichert wird? Durch die lokale Orientierung bieten sich besonders für Frauen vielfältige Eingriffs- und Mitwirkungsmöglichkeiten. Die Umsetzung auf lokaler Ebene läßt sehr zu wünschen übrig. In Deutschland sind von circa 16000 Kommunen etwa 200 in der Vorbereitung des Agenda-Prozesses, finanzielle Mittel werden dafür nur selten zur Verfügung gestellt. Wenn es um die Umsetzung des Kapitel 24 geht, bewegen sich diese Zahlen vermutlich gegen Null.

Es fällt allerdings auf, daß Frauen bei der Initiierung des Prozesses sehr engagiert sind - vor allem, wenn diese Aktivitäten von Nichtregierungsorganisationen (NRO) ausgehen. Diese quantitative Beteiligung von Frauen steht in auffälligem Widerspruch zu ihrem qualitativen Einfluß. Denn zum Beispiel in den Empfehlungen des Deutschen Städtetages zur Umsetzung der Agenda 21 für kommunale Zukunftspläne und -entwicklungen spielen weder frauen- oder geschlechterspezifische noch soziale Aspekte eine Rolle. Die Verbindung von sozialen, wirtschaftlichen und technischen Gesichtspunkten aber schafft die besondere Qualität und das Neue. Wird jetzt wieder auf das „technisch-quantitative“ reduziert - und das ist in vielen Kommunen der Fall -, so ist dies ein eindeutiger Rückschritt.

Einen großen Schritt zurück macht auch die viel beachtete Studie „Zukunftsfähiges Deutschland“, die von BUND (Bund für Umwelt und Naturschutz) und Misereor in Auftrag gegeben und vom renommierten Wuppertal Institut für Umwelt, Klima, Energie ausgeführt wurde. Sie sollte der Frage nachgehen, wie das Leben in einem „Zukunftsfähigen Deutschland“ aussehen könnte, „wenn eine nachhaltige Entwicklung mehr sein soll als nur Bestandteil politischer Sonntagsreden“.⁵⁰ Dazu beschäftigte sie sich mit den Grenzen der ökologischen Belastbarkeit, gab Umweltziele für Deutschland vor und versuchte Wege aufzuzeigen, wie diese Ziele zu erreichen sind. Als Hauptursache allen Übels wird der Konsument erkannt, der mit seinem unmäßigen Lebensstil die weltweite Zerstörung der natürlichen Lebensbedingungen verursacht. Damit ist er auch Hauptakteur auf dem Weg zu einer zukunftsfähigen

Entwicklung. Die Konsumentin, meistens nicht benannt, ist wohl auch gemeint. Wenig fällt den Autoren ein, wenn es um die Produktion geht, nichts Neues für den Politikbereich. Aber das eigentlich Ärgerliche an dieser Studie ist das Frauenbild. Weder werden die Ergebnisse von geschlechterspezifischen Analysen oder feministischer Naturwissenschafts- und Technikkritik zur Kenntnis genommen, noch wird der speziellen Rolle der Frauen eine Bedeutung beigemessen.⁵¹

In den „Leitbildern“, dem sozialwissenschaftlichen Teil der Studie, wird der Eigenarbeit - Pflege, Erziehung und dem Nahrungsanbau - eine wachsende Bedeutung für eine nachhaltige Entwicklung beigemessen. Wer diese Eigenarbeit allerdings leisten soll, wird nicht diskutiert. Die Lockerung geschlechterspezifischer Arbeitsteilung ist vielmehr eine Frage von Lust und Unlust. Für einen Wandel dieser Aufteilung wären flexiblere Formen der Erwerbsarbeit Voraussetzung. Über den Inhalt der freien Zeit, meinen die Autoren, müßte dann geredet und verhandelt werden. Die Gleichheit zwischen den Geschlechtern soll also „verhandelt“ werden - gesetzliche Regelungen kommen für die Verfasser nicht in Frage. Noch deutlicher werden die Denkmuster der Autoren bei der Beschreibung der beiden Wege, die zum Erreichen einer zukunftsfähigen Entwicklung beschworen werden: auf der einen Seite intelligente Lösungen (Effizienzrevolution), auf der anderen eine neue Bescheidenheit (Suffizienzrevolution). Dreimal darf frau raten, wem dabei welche Lösungsstrategie zugedacht ist. Richtig: den Männern die Intelligenz, den Frauen die Bescheidenheit. Die *„Strategie der Langlebigkeit stellt eine ganz neue und faszinierende Aufgabe dar. Management, Ingenieure, Entwickler, Konstrukteure, Marketingleute und Facharbeiter verwenden ihr Wissen und Können darauf, die Produkte ökologiegerecht zu gestalten“*, während zuhause die Konsumentin mit dem *„Verzicht auf immer neue elektrische Anwendungen (...) sowie die Rückbesinnung auf energiesparende Verhaltensweisen, die an die natürlichen Möglichkeiten angepaßt sind (zum Beispiel Wäsche trocknen auf der Leine anstatt im Wäschetrockner)“*,⁵² ihren Teil zur nachhaltigen Zukunft beiträgt.



Die Qual der Wahl: entweder größere Besen - oder neue Männer!

Der wirklich positive Effekt der Studie besteht darin, daß sich Frauen aufgrund der mangelnden Berücksichtigung frauenspezifischer Belange in die Debatte über Zukunftsfähigkeit einklinken. Unterschiedliche Arbeitsgruppen setzten sich kritisch mit der Studie auseinander, entwickelten eigene Konzepte zur Nachhaltigkeit. Die Studie trug dazu bei, daß die Diskussion über Frauen - Umwelt - Entwicklung in Deutschland neu entfacht wurde.⁵³

Umweltpolitische Frauenaspekte - Zukunft für Frauen

Das Ministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend weist in einem Antwortschreiben auf eine Anfrage zur Umsetzung des Kapitel K „Frauen und Umwelt“ der Aktionsplattform der Weltfrauenkonferenz⁵⁴ von Beijing darauf hin, *„daß in einem hochindustrialisierten Land wie Deutschland es wenig sinnvoll erscheint, Umweltpolitik frauenspezifisch auszurichten. Vielmehr richtet sich die Umweltpolitik an die gesamte Bevölkerung, an alle gesellschaftlichen Gruppen.“* Andere Länder, andere Einstellungen: In Großbritannien hat zum Beispiel eine dem Städtetag ähnliche Vereinigung eine Expertise „Women and Sustainable Development“ bei den im Umweltbereich arbeitenden britischen Frauen in Auftrag gegeben und veröffentlicht. Sorgen wir dafür, daß auch deutsche PolitikerInnen lernfähig sind und begreifen, daß zwar die Umwelt für alle gleich ist, nicht aber Auswirkungen der Umweltpolitik. Von den Auswirkungen der immer schlechter werdenden Umweltsituation ganz zu schweigen.

Trotz dieser möglicherweise deprimierenden Analyse der Situation sollten Frauen sich nicht entmutigen lassen, sondern sich erst recht in Umweltbelange auf allen Ebenen einmischen: in den Kommunen, den politischen Parteien, Umweltverwaltungen und -behörden ebenso wie in den entsprechenden Ministerien auf Landes- und Bundesebene. Neben der Beteiligung an öffentlichen Veranstaltungen sind Anfragen bei Parteien, Abgeordneten oder Fachabteilungen, was sie zur Umsetzung der Frauenforderungen der Agenda 21 getan haben oder zu tun gedenken, und das Ein-

fördern der verbindlichen Umsetzung der verabschiedeten Aktionspläne nötig. Ebenso wichtig ist es, daß sich Fachfrauen aus allen Bereichen mit den geschlechterspezifischen Aspekten der Umweltproblematik auseinandersetzen.

Das FrauenUmweltNetz organisierte deshalb im Frühjahr 1996 eine Fachtagung, bei der die im Prozeß der lokalen Agenda aktiven Frauen sich informieren und austauschen sowie Strategien und Forderungen entwickeln konnten. Sehr deutlich zeigte sich auf und nach der Tagung, wie wichtig gegenseitige Unterstützung und Erfahrungsaustausch sind, damit nicht jede für sich das Rad neu erfinden muß. Die auf der Tagung formulierte Forderung nach einer Koordinationsstelle für die Frauenaktivitäten zur lokalen Agenda ist Ausdruck davon. Ein weiterer Schritt in Richtung Verbreitung war die Erarbeitung von Frauenforderungen zur lokalen Agenda. Eine gleichstellungs-orientierte Datenbasis zu schaffen, die Ergebnisse der Frauenforschung in alle Planungen einzu beziehen, die Fraueninteressen in den verschiedenen Bereichen der Lokalen Agenda durch Befragungen oder stadtteilbezogene Veranstaltungen zu ermitteln, die Beteiligung von Frauen an den Planungen zur Lokalen Agenda (LA 21) sicherzustellen, die Umsetzung der Forderungen zu bewerten und ausreichende Gelder zur Information und Koordination bereitzustellen, sind die wichtigsten Punkte daraus.⁵⁵

Die Forderungen richten sich an alle Kommunen und sollten vor allem auch durch die Städtenetze wie den Deutschen Städtetag und das Klima-Bündnis europäischer Städte verbreitet und vertreten werden. Diese für die LA 21 wichtigen Multiplikatoren zeigen sich allerdings an den Frauenaspekten eher desinteressiert. Mit dem Argument „*Wir planen doch für alle Menschen, schließlich ist ja auch die Umwelt für alle Menschen gleich*“ werden Frauensätze und die Beteiligung von Frauen abgebugelt. Aber eine Lokale Agenda ohne Beteiligung der Bevölkerung und besonders der Frauen ist nicht umsetzbar, da sie auch und vor allem von den Bürgerinnen durchgeführt werden muß. Wird die Bevölkerung nicht beteiligt, ist auch die Lokale Agenda nichts anderes als ein

weiterer quantitativer Umweltplan, der voraussichtlich ebenso in den Schubladen verschwinden wird wie alle anderen vor ihm.

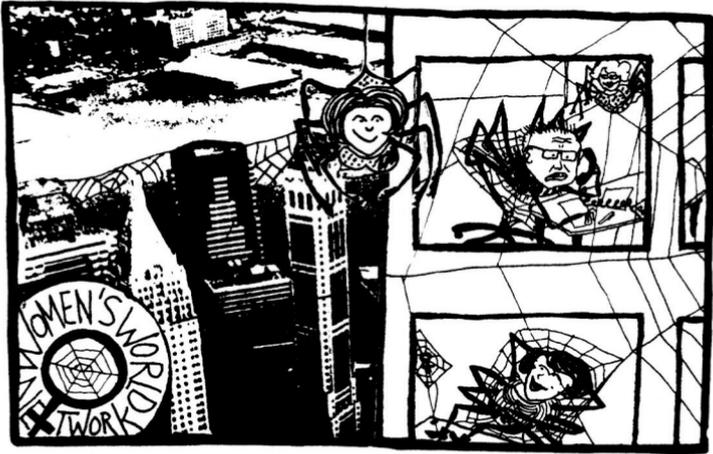
Ulrike Röhr

Management by „Knitting“

Frauennetzwerke

Kaffeekränzchen oder karrierefördernde Strickleiter - Frauennetzwerke lassen sich nicht in ein Schwarz-Weiß-Schema pressen. Bei männlichen Verbindungen und Clubs stellt sich eine solche Frage selbstverständlich nicht. Sie sind gesellschaftlich sanktioniert, natürlich der Karriere förderlich, auch wenn es sich nur um eine Debattierunde oder um Trinkgelage handelt. Mann braucht das eben. Frau doch nicht - schließlich hat sie genug an ihrem „sozialen Netzwerk“ zu knüpfen, um dem „Herrn der Schöpfung“ ein weiches Nest zu polstern. Nun, solche Gedanken sind zwar nicht passé, verschwinden aber mehr und mehr aus den Köpfen von Frauen. Sie haben die Chancen von Netzwerken zur Bündelung gemeinsamer Interessen erkannt und die Einsicht gewonnen, daß viele Ziele nur in der Gruppe zu erreichen sind.

„Doch Netzwerk-Arbeit bedeutet harte Arbeit. Wer sich von der Mitgliedschaft den schnellen, großen Karriesprung erwartet, ist sicher enttäuscht“. Elke Schumacher, Karriereberaterin aus Gütersloh, seit seiner Gründung Mitglied des European Women's Management Development Network (EWMD) und Vorsitzende der Regionalgruppe Ostwestfalen-Lippe, weiß, wovon sie spricht. Junge Frauen schließen sich einem Netzwerk an, erwarten eine unkomplizierte Lösung ihrer beruflichen Probleme, ohne viel eigene Energie investieren zu müssen. Funktioniert die Seilschaft nicht wie erwartet, verlieren sie rasch die Lust am Netzwerk. Um diesen Nehmerinnen-Typ aus ihrer Regionalgruppe fernzuhalten, erklärt sie allen potentiellen Neueinsteigerinnen die Regeln ziemlich drastisch: Netzwerk-Mitglied sein heißt - viel Zeit und Geld investieren, denn es geht um die Gemeinschaft und nicht nur um die Interessen der einzelnen.



[://www.world-wide-weiber-connection](http://www.world-wide-weiber-connection).

Das Netzwerk von heute braucht Persönlichkeit, lebt von menschlicher Wärme, Spaß und Ideen, um sich gegen die Anonymität und Gefühllosigkeit der gesellschaftlichen Strukturen abzugrenzen. Gesellschaftliche Prozesse sind es auch, die Netzwerke immer wieder zwingen, sich neu mit ihren Inhalten, inneren Strukturen, Erscheinungsbildern, Arbeitsweisen und Zielen auseinanderzusetzen. Darin gleichen sie Unternehmen, die nur bestehen können, wenn sie sich den veränderten Marktverhältnissen anpassen. Das eine wie das andere muß den Kurs öfter neu bestimmen, darf die wichtige Frage „Was ist unser kurz-, was unser mittelfristiges Ziel?“ nicht aus den Augen verlieren.

Um das zu erreichen, muß sich auch ein Netzwerk des Wissens, der Instrumente und Techniken eines modernen Managements bedienen. Eine keinesfalls männliche Domäne, nur weil männliches Management in der Wirtschaft überwiegt. Im Gegenteil! Männliche Führung hat damit ihre Probleme, denn es sind hier die weiblichen Stärken gefragt: Intuition - einen guten Riecher und Fingerspitzengefühl für Situationen und Menschen -, soziale Kompetenz statt egoistischem Karriereismus, die Fähigkeit, sich zu öffnen statt Schubladendenken, Teamfähigkeit statt Profilierungsneurosen, geistige Beweglichkeit statt Festklammern an überkommenem Statusdenken.

Zu modernem Management gehören auch Techniken, die helfen, die Selbstorganisation zu verbessern, um nicht im Tagesgeschäft unterzugehen, oder Methoden, die in einem Konfliktgespräch die Fronten enthärten und einen tragfähigen Konsens ermöglichen. Ein funktionierendes Netzwerk kann seine Ideen und Inhalte gut nach innen und außen verkaufen. Denn nicht jede Schnittstelle, die wichtig für die Arbeit der Organisation ist, steht ihrem Anliegen positiv gegenüber. Aber hinter jeder Schnittstelle verbirgt sich ein menschlicher Ansprechpartner, der sich mit den richtigen Mitteln überzeugen läßt, auch wenn sich seine Intentionen und Prioritäten zunächst nicht mit der eigenen Interessenslage decken. Das gelingt mit fachlicher Kompetenz gepaart mit Persönlichkeit. Einer Persönlichkeit, die es versteht, auf der Klaviatur des „Han-

delns und Verhandeln“ zu spielen und so den Profit für beide Seiten deutlich macht. Das Argument, das überzeugt und den Ausschlag gibt, nicht die sachliche Notwendigkeit.

Die Kommunikation mit und das Wirken nach „außen“ verlangt Offenheit, um Öffentlichkeit zu schaffen. Oft verbaut elitäres Grüppchen-Denken die Möglichkeit, sich mit anderen Netzwerken auszutauschen. Die Angst sich „in die Karten schauen zu lassen“ verhindert, daß Anregungen von außen auf die eigene Arbeit Einfluß nehmen. Einfluß, der durchaus positiv die bereits festgefahre- nen Strukturen des „eigenen Rudels“ aufweichen könnte.

Ein Netzwerk lebt von, mit und durch seine Mitglieder, immer Individuen, oft langgeübte Einzelkämpferinnen, die sich nicht so leicht unter einen Hut bringen lassen. Dazu bedarf es Menschenführung und Führungsqualitäten, die trainiert werden müssen. Denn die Identifikation als Einzelkämpferin ist für ein Netzwerk der größte Stolperstein. Zermürbende Uneinigkeit über das gemeinsame Vorgehen, zu viele Köchinnen, zu viele Süppchen, zu viele Fronten. Die als Einzelkämpferin erworbenen Fähigkeiten sind für das Engagement im Netzwerk eher hinderlich. Erst wenn frau sich dieser Mechanismen bewußt wird, kann sie sie kalkulieren. Führung heißt in diesem Sinn „richtungsweisend“. Das gemeinsame Ziel nicht aus den Augen verlieren, in die richtige Richtung steuern, die wechselnde Dynamik der Gruppe erkennen, ihre Konflikte zulassen und die freigesetzten Energien nicht blockieren, sondern zum Nutzen für das Ganze einsetzen.

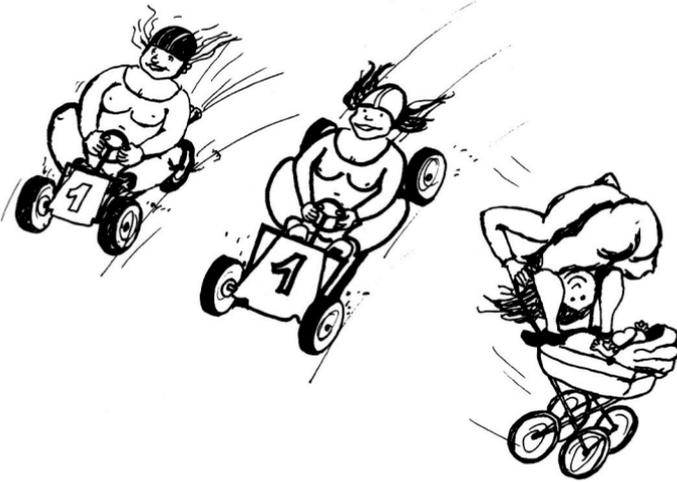
„Besonders Frauen in gehobenen Positionen, die den jüngeren Frauen in einem Netzwerk helfen könnten, sind oft schon zu weit von der Basis entfernt“, nennt Elke Schumacher einen der Gründe, warum Netzwerke als Seilschaften zur Karriereförderung in Deutschland nicht in gleichem Maße funktionieren wie zum Beispiel in den USA. *„Dort ist allen Führungskräften bewußt, daß sie schon am nächsten Tag selbst auf der Straße stehen können. Sie geben daher viel bereitwilliger berufliche Tips“*. Diese potentiellen Verbindungen ziehen jedoch viele Frauen am Anfang ihrer berufli-

chen Laufbahn zu einem Netzwerk. Statt sich enttäuscht in den Schmolllwinkel zurückzuziehen, wenn es mit den „connections“ nicht auf Anhieb klappt, rät Elke Schumacher zu Mini-Netzwerken. Zwei, maximal drei Frauen, die sich austauschen, Ideen entwickeln und nach einem genauen Fahrplan ihre Treffen strukturieren. Nicht jammern, sondern im kleinen Kreis nach praktikablen Lösungen suchen.

Ohne Engagement und Eigenarbeit funktioniert auch das Netzwerk im Mini-Format nicht. Frau muß selber aktiv werden - privat wie beruflich. Eine kleine Anzeige in der Tageszeitung wirkt Wunder auf der Suche nach einer oder zwei Gleichgesinnten. „*Mehr sollten es nicht sein*“, betont die Karriereberaterin, „*sonst sind die Reibungsverluste schon wieder zu groß*“. Jedes Treffen nutzen, um konkrete Ziele zu erarbeiten, die innerhalb von vier Wochen umzusetzen sind. Sich gegenseitig unterstützen und die Probleme analysieren, aktiv zuhören, aber gegenseitig darauf achten, daß sich etwas bewegt. Oft hilft es bereits, Vorhaben niederzuschreiben, um sie sich real vorstellen zu können. Auch ein Mini-Netzwerk lebt vom Fortschritt, nicht vom starren Beharren auf eingefahrenen Positionen. Das ist im kleinen leichter als im großen, weil nicht so viele Meinungen und Interessen berücksichtigt werden müssen. Zudem bietet das Mini-Netzwerk die Chance, sich die Menschen aussuchen zu können, die einem liegen. Es vermittelt stärker das Gefühl, mit seinen persönlichen Problemen ernstgenommen zu werden und nicht in der Masse unterzugehen.

Netzwerke - gleich in welcher Form - helfen Frauen, sich und ihre Ansprüche zu erkennen, zu positionieren und umzusetzen. Den ersten Schritt muß frau selber machen, denn ihre Zukunft bekommt sie nicht serviert, sie muß sie sich schaffen.

Barbara Rott



„Auf der Überholspur ...“

Die Autorinnen

Bossert Catrin, unverheiratet, selbständige PR-Beraterin, Schwerpunkte: konservative und alternative Energiegewinnung, nachwachsende Rohstoffe und deren industrielle Anwendungen.

Hagemann-White Dr. Carol, eine erwachsene Tochter, Professorin für Allgemeine Pädagogik/Frauenforschung, Osnabrück; seit 1992 zugleich Leiterin des Instituts „Frau und Gesellschaft“, Hannover. Schwerpunkte: Anwendungsbezogene Forschung zu Theorie und Praxis psychosozialer Versorgung sowie zu Frauenpolitik, feministischer Theorie, Fragen von Identität und Interaktion der Geschlechter, Weiblichkeit und Adoleszenz, Gewalt im Geschlechterverhältnis.

Hochgeschurz Marianne, Historikerin, Lehrerin und Redakteurin; Veröffentlichungen zu Frauenkultur, -politik und -geschichte, unter anderem 1995 „Zwischen Autonomie und Integration: Zur neuen westdeutschen Frauenbewegung“ in „Geschichte der deutschen Frauenbewegung“.

Hoyer Luise, alleinerziehende Mutter einer Tochter, arbeitete einige Jahre als Produktionsleiterin und Realisatorin für Image- und Werbefilme; seit 1996 selbständig als Illustratorin und Autorin von Kinderbüchern und Screen-Picture-Stories.

Krauser Beate, verheiratet, eine Tochter, 1973 Fachhochschule Köln, Konstruktionsingenieurin und seit 1990 bei den FORD - Werken AG beschäftigt.

Mond Ulrike, verheiratet, zwei Kinder, Kunsthistorikerin M.A., seit 1989 wissenschaftliche Mitarbeiterin des Frauenmuseums Bonn, Kuratorin der Ausstellung „Ruhm“, 1997.

NUT-Frauen, Ingenieurinnen und Naturwissenschaftlerinnen der Fachgebiete Biologie, Chemie, Maschinenbau, Mathematik, Phy-

sik, Stadtplanung und Versorgungstechnik erarbeiteten gemeinsam das „Memorandum zum Bundesbericht Forschung 1993“.

Pitzen Marianne, verheiratet, ein Kind, seit 1969 Ausstellungstätigkeit; 1971 Gründung der Programmgalerie Circulus, 1974 Gründung der Zeitschrift Circular (beides mit Horst Pitzen), 1973 Gründung von „Frau + Futura“ und „Frauen formen ihre Stadt“; 1981 Gründung des weltweit ersten Frauen Museums, einer Zukunftswerkstatt mit viel Lust an Experimentellem; 1986 Mitgründung der Ateliergemeinschaft „zart & zackig“.

Reiter Regina, unverheiratet, Magister in Sprach- und Literaturwissenschaft mit Fachgebiet Semiotik/Zeichenkommunikation, Tätigkeit im Bereich Werbung und Marktforschung, seit 1996 Leiterin des Fachbereiches Public Relations und Interne Kommunikation bei PHILIPP HOLZMANN BauProjekt AG, Frankfurt am Main.

Röhr Ulrike, Bauingenieurin und Sozialwissenschaftlerin; seit zwölf Jahren Bildungsarbeit mit Frauen im Bereich Umwelt(technik); Mitbegründerin von LIFE - Frauen entwickeln Ökotechnik e.V.; Projektleiterin des FrauenUmweltNetzes.

Rott Barbara, unverheiratet, Redakteurin für Printmedien und Fernsehen, seit 1994 freie Journalistin und selbständige PR-Beraterin; Schwerpunkte: externe und interne Kommunikation, Presse- und Öffentlichkeitsarbeit für Unternehmen mit innovativer und kreativer Geschäftsphilosophie.

Wilke Jutta, unverheiratet, Fachfrau für Internationales Personalmanagement und Human Resources; kehrte 1996 ihren Managementaufgaben den Rücken und gründete den Diametric Verlag.

Quellenverzeichnis

Rot - die ur-alte Farbe für schöpferische Kraft: erschienen unter dem Titel: „Die Rote Königin - eine Sammlung von Bildern und Schriften“; Hrsg.: Bierther, Ursula; Pitzen, Marianne; Verlag FrauenMuseum, Bonn 1995.

Wie (un)gesund ist Weiblichkeit?: Zeitschrift für Frauenforschung 4/94; Hrsg.: Forschungsinstitut Frau und Gesellschaft; Kleine Verlag, Bielefeld; erscheint dreimal jährlich. Bezug über Buchhandel oder Kleine Verlag GmbH, Postfach 10 16 68, 33616 Bielefeld.

Kommen Frauen nur nackt ins Museum?: KulturTrip 5/1996, erschienen unter dem Titel: Wie kommen Künstlerinnen ins Museum; Hrsg.: Ministerium für Stadtentwicklung, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen.

FrauenKunstBlicke: Auszug aus der Studie zur Ausstellung „Ruhm-Werke von Künstlerinnen aus Nordrhein-Westfalen“; Hrsg. FrauenMuseum, Bonn.

„Gefühllose“ Wissenschaft - Technologie im Patriarchat: Auszug aus „Memorandum zum Bundesbericht Forschung 1993“ der Frauen in Naturwissenschaft und Technik e.V.; erschienen unter dem Titel: Technologie im Patriarchat, Forum Wissenschaft 4/1993; Hrsg.: Bund demokratischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, Marburg. Forum, das kritische Wissenschaftsmagazin; erscheint vierteljährlich. Bezug direkt über: Bund demokratischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, Gisselberger Str. 7, 35037 Marburg.

Anmerkungen:

- ¹ vgl. Chronik der Frauen, Hrsg. Kuhn, Annette; Dortmund, 1992, S. 7 ff.
- ² Zur „entblößten Scham“ werden Vulva und Schoßdreieck erst aus der patriarchalen Perspektive
- ³ vgl. König, Marie E. P.: Unsere Vergangenheit ist älter; Frankfurt/M., 1980 sowie: Am Anfang war Kultur - Die Zeichensprache des frühen Menschen; Berlin, 1973
- ⁴ Siehe Nachbildung - in mehrfacher Vergrößerung - von Adelheid Kilian im „Raum der Frauen“
- ⁵ Boulding, Elise: The Underside of History. A View of Women Through Time; Boulder/Col, 1972, S. 116 f.
- ⁶ vgl. Hochgeschurz, Marianne: Frauenkultur prägt die Gesellschaft, in: Chronik der Frauen, a. a. O., S. 41
- ⁷ vgl. Mellaart, James: Catal Hüyük - Stadt aus der Steinzeit; Bergisch Gladbach, 1973
- ⁸ vgl. Meier-Seethaler, Carola: Von der göttlichen Löwin zum Wahrzeichen männlicher Macht. Ursprung und Wandel großer Symbole; Stuttgart, 1993.
- ⁹ vgl. Hawkes, Jaquetta: Die Geburt der Götter. An den Quellen griechischer Kultur; Bern/Stuttgart, 1972
- ¹⁰ vgl. Chronik der Frauen, a. a. O., S. 68
- ¹¹ Die ursprüngliche Medea ist durch Christa Wolf wieder sichtbar gemacht worden. Wolf, Christa: Medea. Stimmen; Gütersloh, 1996
- ¹² vgl. König, Marie E. P.: Am Anfang war Kultur. Die Zeichensprache des frühen Menschen; Berlin, 1973
- ¹³ vgl. Hochgeschurz: Chronik der Jahre 3000 - 1000 v.u.Z. in: Chronik der Frauen; Kuhn, Annette (Hrsg.); Dortmund, 1992, S. 87 u. S. 98
- ¹⁴ vgl. Hochgeschurz, a. a. O. S. 92
- ¹⁵ vgl. „Das geheime Wissen der Frauen“. Ein Lexikon von Barbara G. Walker; Frankfurt/M, 1993, S. 698
- ¹⁶ vgl. Hochgeschurz, Marianne; a. a. O., S. 24 ff.
- ¹⁷ vgl. a. a. O., S. 95
- ¹⁸ vgl. a.a.O., S. 101
- ¹⁹ vgl. a.a.O., S. 91
- ²⁰ vgl. Mulack, Christa: Natürlich weiblich. Die Heimatlosigkeit der Frau im Patriarchat; Stuttgart, 1990, S.118

- ²¹ vgl. Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli: Geschlechtertrennung - Geschlechterdifferenz: Suchbewegungen sozialen Lernens; Bonn, 1982
- ²² Scheu, Ursula: Wir werden nicht als Mädchen geboren - wir werden dazu gemacht; Frankfurt/M, 1977
- ²³ Chodorow, Nancy: Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter. München, 1985, (orig. 1978)
- ²⁴ Miller, Jean Baker: Die Stärke weiblicher Schwäche; Frankfurt/M. 1977, (orig. 1976)
- ²⁵ Gilligan, Carol: Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau; München/ Zürich, 1984, (orig. 1982)
- ²⁶ vgl. Hurrelmann, Klaus u. a.: Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung; Weinheim/München, 1985, S.12
- ²⁷ vgl. Steiner-Adair, Cathrine: Körperstrategien. Weibliche Adoleszenz und Entwicklung von Eßstörungen, in: Flaake, Karin; King, Vera (Hrsg.): Weibliche Adoleszenz. Zur Sozialisation junger Frauen; Frankfurt/M., 1992
- ²⁸ Apter, Terri: Altered Loves. Mothers and Daughters During Adolescence; Hertfordshire/NY, 1992
- ²⁹ Jack, Dana Cowley: Silencing the Self. Women and Depressing; Cambridge, 1993 (Tb NY 1993)
- ³⁰ vgl. Hancock, Emily: Tief unter unserer Haut; Hamburg, 1991, S. 275; (orig. 1991); Englisch: The Girl Within; Düsseldorf, 1993
- ³¹ Gilligan, Carol et.al. (Hrsg.): Making Connections. The Relational Worlds of Adolescent Girls at Emma Willard School; Cambridge/London 1990; Brown, Lyn Mikel/Gilligan, Carol: Meeting at the Crossroads. Women's Psychology and Girl's Development, Cambridge, 1992; Gilligan, Carol/Rogers, Annie: Reframing Daughtering and Mothering - A Paradigm Shift in Psychology in: Van Mens-Verhulst, Janneke u.a. (Hrsg.): Daughtering and Mothering - Female Subjectivity Re-analysed; London/New York, 1993
- ³² Breitenbach, Eva: Mütter mißbrauchter Mädchen. Eine Studie über sexuelle Verletzung und weibliche Identität; Pfaffenweiler, 1992
- ³³ vgl. Wagner, Angelika: Autonome Frauenbildung, oder Knoten beim Sich-Emanzipieren, in: Jurinek-Stinner, A./Weg, M. (Hrsg.): Frauen lernen ihre Situation verändern; München, 1982, S. 65 - 87
- ³⁴ v. Ditfurth, Hoimar: Evolution und Menschenbild, 1982, Riedl, Rupert J. u. Kreuzer, Franz (Hrsg.)
- ³⁵ Generalanzeiger, 13.08.1996
- ³⁶ Estés, Dr. Clarissa: Die Wolfsfrau, 1993, Heyne Verlag

- ³⁷ Noch in den 60er und 70er Jahren waren Wissenschaftler ernsthaft überzeugt, den Hunger in der Welt mit Pestiziden und Kunstdünger zu besiegen oder die Entstehung von Hurrikans mit „Chemie in den Wolken“ zu verhindern.
- ³⁸ Diese Meinung vertrat die Kölner Galeristin Tabea Langenkamp bei einer Diskussionsrunde auf der Art Cologne 1994.
- ³⁹ vgl. Studien zu diesem Themenbereich: Wiesand, Andreas: Frauen in Kultur- und Medienbetrieb; Bonn, 1987; Petzinger, Renate; Koszinowski, Ingrid: Künstlerinnen, Filmemacherinnen, Designerinnen - Arbeits- und Wirkungsmöglichkeiten in den alten Bundesländern; Bonn, 1992
- ⁴⁰ Rede von Angela Merkel, damalige Bundesministerin für Frauen und Jugend anlässlich der Verleihung des Gabriele-Münter-Preises, 1994
- ⁴¹ vgl. Nochlin, Linda: Wy Have There Been No Great Women Artists?; Art News 69, 1997
- ⁴² „Das verborgene Museum II“: Dein Land ist morgen, tausend Jahre schon; Hrsg: Neue Gesellschaft für Bildende Künste e.V., Berlin
- ⁴³ Jochimsen, Margarete: Hürde Qualität - Umstrittener Begriff und kunstpolitisches Element -; 4. Kunsthistorikerinnen-Tagung; Hrsg: Lu-Märten-Verein e.V.; Berlin
- ⁴⁴ Breitling, Gisela: Über das Ansehen der Kunst von Frauen; Endlich Vierzig; Bonn, 1994
- ⁴⁵ Alte Bundesländer 1990
- ⁴⁶ Huebner, F.M. (Hrsg.): Die Frau von morgen wie wir sie wünschen; Frankfurt/M., 1990
- ⁴⁷ W & V (Werben & Verkaufen) Extra, München, 16/95
- ⁴⁸ Jansen, Mechthild: 1994 in einer Ökokolumne der TAZ
- ⁴⁹ zum UNCED-Prozeß vgl. Wichterich 1992
- ⁵⁰ Bund/Misereor (Hrsg.): Zukunftsfähiges Deutschland. Ein Beitrag zu einer nachhaltigen Entwicklung. Kurzfassung, 1995, S. 4
- ⁵¹ vgl. Bund/Misereor (Hrsg.): Zukunftsfähiges Deutschland. Ein Beitrag zu einer nachhaltigen Entwicklung. Birkhäuser Verlag, 1996
- ⁵² a. a. O., S. 202
- ⁵³ vgl. „Ein Mann hat eine Vision...“ Kritik der AG an der Studie „Zukunftsfähiges Deutschland“; Nachhaltigkeit im Verein Frauen und Naturwissenschaften und Technik; Berlin, 1997
- ⁵⁴ Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.): Dokumentation der Erklärung und Aktionsplattform der 4. Weltfrauenkonferenz 1996; Bonn, 1996

- ⁵⁵ FrauenUmweltNetz (Hrsg.): Frauenblicke auf die Lokale Agenda 21. Beiträge der Tagung im März 1996, Frankfurt/M., 1996
- ⁵⁶ Aus: „Vom Rand an den Mittelpunkt - Künstlerinnen in der BRD“; Paul, Chris; Pitzen, Marianne; Schenkel, Ulla; erschienen in: „Die neue Gesellschaft“, Frankfurter Hefte 11/96
- ⁵⁷ „Die Welt“ v. 17.07.96